

Wiener Stadtbibliothek
 172820 d
 MAPPE 5+6



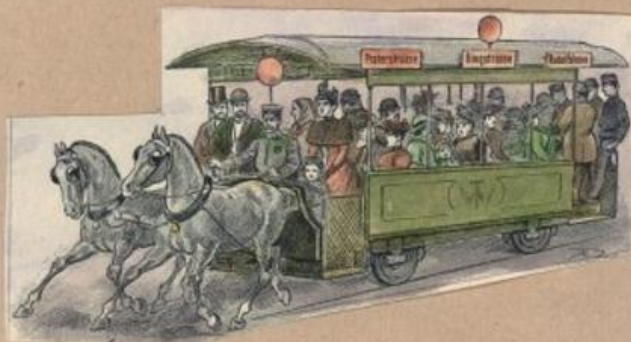
Mappe V + VI
 Alt Wiener Ansichten.
 Serie III
 Bogen 1 - 100
 Anzahl der Bilder 245
 Abgegeben am 12/III 1910
 Karl Lenz

Wiener Stadtbibliothek

172820 D
MAPPE 5+6



Kirche Maria am Gestade im Jahre 1880



Offener Tramwaywagen im Jahre 1888



Eingang im botanischen Garten 1880

V/
2



Der Graben im Jahre 1890 mit dem Trattnerhof



Fiaker Standplatz im Jahre 1890



Der Graben im Jahre 1848.



Die Adlergasse mit dem Müllerischen Gebäude
1868



Proterstrasse im Jahre 1875



Das rothe Thurmthor vor der Stadterweiterung
1850.



Der Schwarzenbergplatz im Jahre 1895

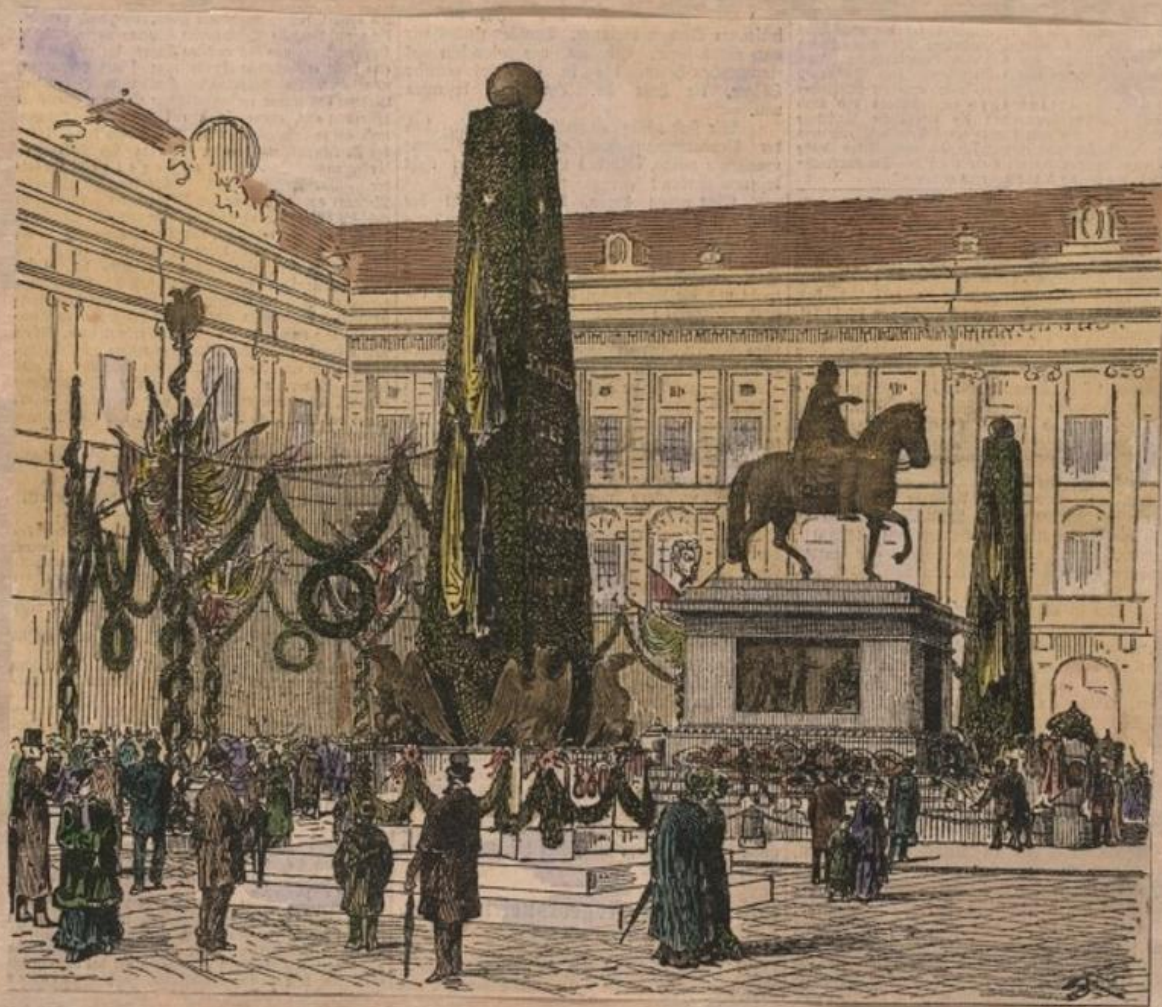


Der Wienfluss im Jahre 1880 (bei der Elisabethbrücke)



Die alte Fischerstiege im Jahre 1870.

IV V/5.



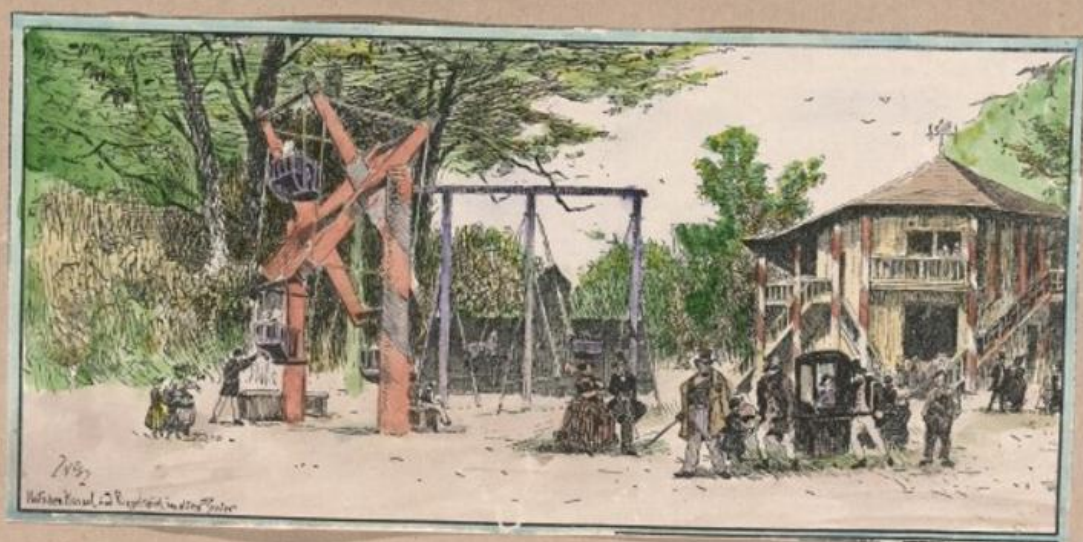
Der Josefsplatz im Festschmucke im Jahre 1888 November

Die Feiern sind vorüber und der große Kaiser, segnend seinen ehernen Arm ausstreckt, schaut herab auf die Hunderte von Kränzen, welche das dankbare Volk zu seinen Füßen niedergelegt hat. Das österreichische Volk, das an Treue zu seinem Kaiser von keinem übertroffen wird, das in den jüngsten Jahren dem Monarchen, der gegenwärtig den Thron seiner Ahnen einnimmt, so treue und herzliche Huldigungen entgegengebracht, feierte in diesen drei Tagen die Aera der Duldung, des wiedererwachten Rechtes und der Freiheit, welche Joseph II. begonnen und Franz Joseph I. in so glänzender Weise fortgesetzt hat. Der Mittelpunkt dieser Feier, das Standbild des unvergeßlichen Schätzes der Menschheit, wie der Platz, auf dem sich das Monument erhebt, waren festlich geschmückt und boten ein anmuthiges Bild, das wir zur Erinnerung an diese schönen Tage festhalten wollen.





Die alte Taborbrücke in Floridsdorf im Jahre 1864. rechts die neue Brücke



Der alte Würstelfrater mit Haspel und Flutschen 1849.

v/7



Eine alter Wildpretver Kaufsladen am alten Wildpretmarkt im Jahre 1870



Das Franz Josefs Thor bei der Franz Josefs Kaserne im Jahre 1870.

„Alt-England“ — „Alt-Wien“.

In dem von uns jüngsthin besprochenen Blatt „Das Andere“ — der Beilage zu der von Peter Altenberg redigierten Zeitschrift „Kunst“ — finden wir die Fotografie eines Alt-Wiener Verkaufsladens, welcher mit dem Hause, in dem die Familie Gringer durch 90 Jahre eine Bildrehthand-

nd der Zeit, in der es keine Unterschiede zwischen englischen und österreichischen Portalen, zwischen englischen und österreichischen Möbeln und Tischlererzeugnissen gab. Aus der Kongregzeit. Aus der Zeit, die fast hundert Jahre zurück liegt, in denen fast alle Faktoren daran gearbeitet haben, uns langsam, aber sicher zu Balkanstaaten her- unterzubringen.

Ich weiß, was mir die gelehrten Archäologen und Architekten zuzurufen werden. Sie werden sagen: Das ist falsch. Denn zwischen den englischen Möbeln und den österreichischen vom Jahr 1815 besteht wohl ein Unter- schied.

Das räume ich ein. Aber der Unterschied war nicht größer als der zwischen einem Frack von Frank und einem von Poole. Der Poole erkennt ihn nicht. Der Schneider wird ihn sofort heraushaben.

Ehre der Familie Gringer, die durch 90 Jahre ihr Geschäftsportal in dem gleichen Zustande erhalten hat! Wohl wurde es fast alle zehn Jahre neu gestrichen. Aber man hat immer die ursprünglichen Farben, weiß und grün, gewählt, obwohl man schon durch 50 Jahre in Wien den Versuch macht, uns durch den Anstrich von Eichenholz oder Nuß, und jetzt — man sieht, es gibt einen Fort- schritt — Ahorn oder Mahagoni vorzuschwindeln. Ehre der Familie Gringer! Ihrer Treue, ihrem Festhalten an der wahren österreichischen Kultur haben wir es zu ver- danken, daß wir uns heute noch an der ursprünglichen Gestalt und Farbe des Portals erfreuen können.

Aber nicht lange mehr. Denn in acht Tagen, am ersten November, wird mit dem Abbruch des Hauses begonnen. Und das gibt mir eine Idee. Sie ist nicht von mir. Als die Großmarkthallen in Berlin erbaut wurden, wurde die letzte Berliner Markthütte dem städtischen Museum ein- verleibt. Eine Markthütte nur. Kein Kunstwerk. Kein Künstlername hing daran, mit dem man herumproben konnte. Wir haben auch ein städtisches Museum.

Man wird mich vielleicht auslachen. Was liegt an dem alten Gerümpel? Man bedenke aber, daß es den Samm- lern alter Erzeugnisse in den vierziger- und fünfziger- Jahren ähnlich erging. Was liegt an dem alten Gerümpel? Und dieses alte Gerümpel, das man den Verspotteten um einige Gulden gern überließ, trug 50 Jahre später auf den Auktionen Millionen ein.

Ich habe das Meinige gethan. Die Zeit drängt. Der Amtschimmel reitet langsam und noch langsamer das Verstandniß für meine Anregung. Vielleicht gibt es einen Bürger oder Kavaller, der über den Raum verfügt, es aufzubewahren. Einmal wird es gerne genommen werden. Auch für schweres Geld.

Wir halten die damit gegebene Anregung des Erwägens werth und glauben der Gemeinde empfehlen zu sollen, dieses Stück Alt-Wien für die städtischen Sammlungen zu erwerben. Wer weiß, ob es über- haupt etwas kostet und ob sich der Besitzer nicht ein Vergnügen daraus machen wird, es der Gemeinde Wien geschenktweise zu überlassen.

—g.

lung vertrieben hat, nun verschwunden ist. Adolf Loos, der Schreiber und Herausgeber des Blattes „Das Andere“ — es wird übrigens mit nächster Nummer schon „Das Leben“ betitelt sein — hat uns das Bild dieses Ladens zur Verfügung gestellt, und wir glauben seinen Intentionen am besten zu dienen, wenn wir auch die Worte hier wiedergeben, die er diesem Bilde in seiner Zeitschrift beigelegt hat. Er schreibt:

„Aha, wird der Leser sagen, der das nebenstehende Bild betrachtet, das ist so ein englischer Laden in einer alten englischen Stadt. In Chester oder in Stratford on Avon. Wie aus einem alten englischen Blatte heraus- geschnitten.“

Der Leser irrt sich. Das ist eine Wiener Aufnahme, aus dem Herzen der Stadt. Am Bildpreimarkt befindet sich dieses Portal, das letzte Wiener Portal aus dem alten Wien. Es stammt aus einer Zeit, in der Oesterreich noch im Herzen des abendländischen Kulturbezirkes lag, aus





Im Jahre 1910 nach der Demolierung ist im Monate Dezember die Ruprechtskirche
frei gelegt gewesen



Das Kärntner Theater in der Leopoldstadt vor der Demolierung
geschlossen 7 Mai 1847
eröffnet am 20 Oktober 1780

Infolge der Demolierung an der Ruprechtskirche wird die älteste Kirche Wiens, die Ruprechtskirche, von der rückwärtigen Seite her freigelegt. Dem Beschauer bietet sich dadurch ein sehr malerischer Anblick. Ein Stück Mittelalter wird wieder lebendig. Man sieht auch den alten Streitthurm in der Seitensteingasse über die Dächer des Häusergewirres hervorragen.





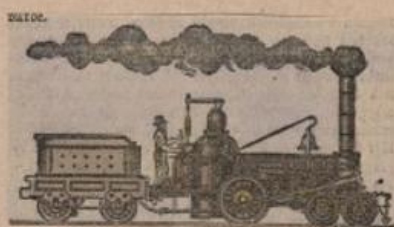
- Ein Stück des alten Thurgau im Jahre 1878. Original Aufnahme



Das ehemalige alte Gebäude für Plastik, Malerei, Kunstgewerbe (Porzellanfabrik)



Der Franz Josefs Quai im Jahre 1868



Die erste Südbahnlokomotive „Philadelphia“ Der Donaukanal 1889



Die alte Wiedener Hauptstrasse im Jahre 1875.

2761/63

V/11



Hotel Continental und Café Stierböck im Jahre 1875



Schule und Kirche zu Maria am Gestade ältere Ansicht



Gersthof im Jahre 1888.

V/12



Der alte Fischmarkt II Bez im Jahre 1890



Die Aspernbrücke 1890



Gasrohrlegung 1200^{mm} für das neue Centralgaswerk der Commune
Wien unter Bürgermeister Lueger.

V/13



Der Tandelmarkt im Jahre 1895



Minoriten platz mit Stadthalterei



Herbstgruss aus dem Franz Josefsland beim Magenschein
1890



Der alte Rathhausbrunnen



Station Fluttedorf - Hacking der Wiener Stadtbahn am Eröffnungstage
11 Mai 1898



St. Ulrichskirche am alten St. Ulrichsgrund VII Bz. Neustiftgasse Am Blumengarten
lag das Dorf Laismannsbunn dessen Besitzer Bürger Dietrich war Dieser erbaute im
Jahre 1211 im Dorfe eine Kirche St. Ulrich.



Mozart Denkmal Enthüllung ↴



Erzherzog Albrecht's Denkmal enthüllung im Jahre 1899 am 21. Mai gefest
in Blatt I



Der letzte Pferdebahnwagen der Wiener Tramway 28 Jänner 1902



Wien XIII Bez. Himmelhof Atelier Diefenbach 1890



Pratersteern im Jahre 1895



Leopoldsberg vom Gasthaus, zur eisernen Hand 1890.

V/17



Mineralkirche, I. Bezirk, Landhausgasse.
 Im 19. Jahrhundert hat sich Herzog Leopold einige Ordens-
 bräuer dieses Ordens nach Wien erleben und diesen die
Kloster erbaut, zwischen der Burg und dem Schotten-
 kloster auf herzogliche Gründe (dem heutigen Minertau- und
 Belpplatz) ein Kloster sammt Kirche zu erbauen. In der
 Regierungsperiode Ottokar's II., König von Böhmen, im
 Jahre 1253 von dem Kaiser. Kaiser von Österreich
 erbaut, wurde diese Kirche in der heutigen Gestalt
 zu bauen begonnen.



Währingerkirche erbaut 1253 XVIII Gendradplatz im Jahre 1888



Staats und Banknoten vom Jahre 1848 - 1898

V/18



Gang vom Eingang in der Schleifmühlgasse



Fünfter Hof



Torweg vom vierten in den fünften Hof.

Das Freihaus in Wien im Jahre 1911

[Das Freihaus zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts] Gelegentlich der bevorstehenden Demolierung des Freihauses auf der Wieden dürfte es vielleicht manchen interessieren, was ein Wiener Poet vor hundert Jahren über das alte Haus zu sagen hatte. Es ist der lebenswürdige, aber leider vergessene Franz Karl Grewy, der Fortsetzer der „Eipeldauer-Briele“, der in seinen „komischen Gedichten über die Wiener Vorstädte“ (1808) auch das Freihaus in folgenden Strophen besingt:

Ein Wort mit dir, du Goliath der Häuser,
Du unierer Vorstadt Veteran!
Mit dem in seiner Burg selbst unser Kaiser
An Umfang kaum sich messen kann!
Wer mißt dich aus, du Riesenwerk von Steinen?
Dem Kolosseum blutsverwand.
Du wienerischer Vatikan im kleinen,
Als Freihaus jedem Kind bekannt.
Der Feier wird vom Namen Freihaus schließen,
Man wohntet etwa frei darin?
Ach nein — man wohnt — wie die Parteien wissen —
So mietfrei dort als sonst in Wien.
Du gibst zum wenigsten dreitausend Seelen
In deinen Mauern Dach und Fach.
Wer kann die Zahl von Fenstern zählen,
Wer rechnet dir die Türen nach?
Sechs breite Höfe, einunddreißig Stiegen
Und Gärten, noch nach altem Brauch.
Weinhäuser, Ställe, Wagenschuppen liegen
Verperrt in deinem hohlen Bauch.
Selbst ein Theater lag in deinen Hallen,
Zwar nicht wie an der Wieden so groß,
Doch gab man Stücke dort, die noch gefallen,
Und zwar mit Menschen, ohne Ross. — — —
Man braucht in dir! Kolos! nie auszugehen,
Man ist daselbst im Ueberfluß
Mit allem, was der Mensch bedarf, versehen,
Und das vom Scheitel bis zum Fuß.
Kein Handwerk, keine Kunst ward je erfunden,
Die nicht in dir ein Obdach fand.
Man tauscht daselbst des Tags zu allen Stunden
Die Waren aus der ersten Hand!!!
Der Kleideringenieur, vor Reiten Schneider,
Sitzt hier die Stunden fleißig fort,
Der Schuster, heutzutage Fußbekleider,
Wichst seinen Draht im Winkel dort.
Hier steht die Fleischbank und an ihrer Seite
Gleich des Chirurgen Offizin,
Hier gerbt der Gerber seine Ochsenhäute,
Dort geht man nach der Schule hin.
Uhrmacher machen hier für alle Länder
Ziinderuhren ohne Zahl,
Dort fabriziert der Schlosser Bratenwender,
Die beste Uhr beim trohen Mahl.
Hier sieht der Juwelier die Geschenke
Der gabenreichen Politik,
Dort dreht der Seiler für des Lasters Ränke,
Gott weiß, für wen noch, seinen Strid!
Hier schneidet uns zu einer Kur in Baden
Der „Kradler“ einen Schlafrock zu,
Dort macht der Schreiner uns aus einem Laden
Den Schlafrock zu der letzten Ruh!
Auf nichts hat dem Erbauer einst vergessen,
Wie deine Kirche uns beweist,
Dort wird die Seele auch mit heil'gen Messen
Am Sonn- und Feiertag gespeist.
Hochsprangst dich du auf der Esplanade
Dem Wiener Publitum zur Schau,
Und deine tauendelentzige Fassade
Verkündet deinen Riesenbau! —

Anschließend mögen einige historische Bemerkungen Platz finden, welche uns zeigen, daß das Freihaus besonders durch sein Theater viel Glanz in ruhmvollen Tagen gesehen hat. Am 17. Oktober 1787 wurde das im Hofe des Starhem-

bergischen Freihauses erbaute Theater eröffnet. Ein Jahr später übernahm bereits Schikaneder die Leitung dieses Theaters und brachte es durch glänzende Aufführungen von Wiener Volksspielen, Singpielen und Opern zu hoher Blüte. Aber der prunkliebende und verschwenderische Mann verstand nicht zu wirtschaften. Da trat er an Mozart heran, weil er hoffte, durch eine Oper von dem berühmten Meister seiner schwierigen Finanzlage abzuhelfen. Er ließ dem Komponisten neben dem Theater eine Wohnung einrichten, das sogenannte „Mozart-Häuschen“, damit er ihm ja nicht entkäme. Der Plan gelang. Die „Zauberflöte“ machte Schikaneder reich, sie machte ihn berühmt. Am 30. September 1791 fand unter Mozarts eigener Leitung die Erstaufführung statt; freilich hatte die Oper anfangs nicht den erhofften Erfolg. Aber es wurde bald anders. Bereits am 23. November 1792 konnte sie Schikaneder zum hundertstenmal aufführen und am 22. Oktober 1793 erlebte die „Zauberflöte“ schon die berühmte 200. Aufführung im Freihaus-Theater. An dem Siegeszuge seines Wertes konnte Mozart nicht mehr teilnehmen, denn er starb schon zwei Monate, nachdem er das herrlichste Kind seines Genies in die Welt gesandt hatte. Das Freihaus-Theater schloß am 11. Juni 1801 seine Pforten, da diese bescheidene Kunststätte Schikaneder nicht mehr genügte. Am 13. Juni 1801 wurde dann die damals größte Bühne Wiens, das Theater an der Wieden, eröffnet.

Das verschwindende Wien.

(Mit zwei photographischen Aufnahmen auf Seite 3.)

Zu den interessantesten Bauten des alten Wien gehört das Freihaus auf der Wieden, das noch heute in seiner massigen Breite dem Bezirke vorgelagert ist, und in seinem Bereiche eine eigene Stadt in der Stadt bedeutet. Der kolossale Umfang des Gebäudekomplexes war bisher das Hindernis seiner Parzellierung, aber die Verkehrsansprüche der Gegenwart, sowie die vollendete Erneuerung der Umgebung verlangen gebieterisch, daß auch das Freihaus der neuen Zeit weiche, und an Stelle seiner sechs großen Höfe und 31 Stiegen mit 6963 Quadratlasten Grundfläche werden sich moderne Zinspaläste und Straßenzüge erheben. Im Freihaus befand sich ein kleines Theater, in welchem der Welt eines ihrer bedeutendsten Werke geschenkt wurde, Mozart's „Zauberflöte“, die am 30. September 1791 hier ihre „Premiere“ erlebte. Die Volllichkeiten selbst sind von der größten Mächtigkeit und Leere, nur die alte Kapelle und der Brunnen bieten einigermaßen Interesse, und deren Ansichten sind es auch, die wir hier erhalten wollen. Die Rosalienkapelle ließ Conrad Bathasar Starhemberg 1660 nach dem Brande des Freihauses errichten, vorerst für die fürstliche Familie, dann wurde sie auch dem Publicum eröffnet. Kaiser Josef II. ließ die Kapelle schließen, und erst am 19. November 1856 wurde sie wieder benützt. Nicht minder interessant ist der große Brunnen des Freihauses, der allerdings heute im Zeitalter der Hochquellen-Wasserleitung seine Bedeutung verloren hat, aber für die zahlreichen Kinder der Häuser ein — namentlich im Sommer — beliebter Anziehungspunkt ist.



V/19.



Rosalien Kapelle im sechsten Hof



Gang vom fünften in den sechsten Hof



Betstube im Durchgang
vom fünften zum sech-
sten Hof

Das Freihaus in Wien im Jahre 1911.

V/20



Blick in den ersten Hof



Ansicht des Freihauses mit dem Naschmarkt



Fünfter Hof

Das Freihaus in Wien im Jahre 1911.

V/21



Bogengang



Stück vom Eingang in der Schleifmühlgasse



Dritter Hof

Das Freihaus in Wien im Jahre 1911.

V/22



Alter Hof mit der Ulrichskirche 1905



Heiligen Kreuzerhof 1905



Wien IX. Lichtenthaler Kirche mit der Markt-gasse 1905



Weiburggasse mit der Franziskanergasse 1905.

V/24



Michaeler Kirche 1905



Hauptplatz in Heiligenstadt mit Beethovenhaus. 1905



Universitätsplatz 1885



Casa piccola St. Mariabühlerstrasse 16. mit Burgmusik 1880



Calvarienberg in der Stiftsgasse in Fernalds 1850

V/26

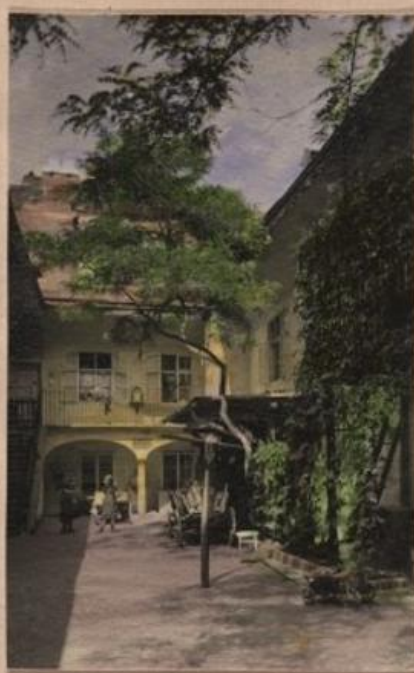


Erdburger Altwienerhof 1905



I. Bez. Salvatorergasse 1905

V/27



Geburts haus Ammerling 1880



Hof im Mauerwerk WI Burg 1900

V/28



Mehlmarkt (Neuer Markt) 1849. I Bez.



R. R. Finanzministerium 1900



Donaumkanal und Franz Josefs Quay 1895

V/29



Wienflussregulierung und Karlskirche 1900



Der alte Fischmarkt am Schanzel vor der Donaukanal
Regulierung 1900:

V/30



Huldigungsfestzug der Wiener-Schulkinder
am 24 Juni 1893.



Praterfahrt am 1. Mai 1880



Huldigungszug der Wiener-Schulkinder
24 Juni 1893.

Vf 31.



Elisabethbrücke mit der Pauls Kirche 1880



Leopoldsberg vom Gasthaus zur eisernen Hand 1880



Kaiserliche und Königl. Rüstfabrik mit der Fischerkapelle
1890.



Das 300 jährige Haus „zum roten Kreuz“ in der Nussdorferstrasse N 50
mit dem Schubert Stüberl Semolat 1911.



Das „Bauernsteckel“ in Margarethen, Nikolsdorferstrasse N 7, 9, 11.



Die romantische Nikolsdorferstraße in Margarethen mit ihren uralten ebenerdigen, bestens einstöckigen Häuschen, die moosbedeckte Schindeldächer decken und Petroleumlampen beleuchten, wird bald nicht mehr zu erkennen sein. Der 15. d. wurde gleich für die Parteien dreier Häuser zum „Auß“.
Ein Bauunternehmer hat die Häuser Nr. 7, 9 und 11 aufgekauft und noch diese Woche wird mit ihrer Demolierung be-
gonnen werden. Das Haus Nr. 9 ist ebenerdig, die zwei anderen einstöckig. Von besonders interessanter Bauart ist das Haus Nr. 11, ein altes Pfarrerhaus, wie überhaupt die Nikolsdorferstraße früher eine Pfarrerkolonie war, ehe sie zum „Krowotenstadt“ wurde. In den letzten Jahrzehnten bewohnten zumeist Obstkaufleute die alten Häuser und so wurde die Nikolsdorferstraße zum „Krowotenstadt“.



Einblick in die Judengasse ^{4 10.} demolirt 1911



Demolirtes Eigenthum des Hofschauspieler's Kainz Eßlern
1900
Strozzigasse 21-23.

Unbarmherzig schreitet der Demolierer seinen Weg durch das schöne alte Wien... Ein traulicher Winkel nach dem andern verschwindet, immer ärmer wird die Stadt an Erinnerungszeichen an die „gute alte Zeit“.

Nebenstehend zeigen wir wieder zwei liebe Flecke, die man bald nicht mehr sehen können wird. Das kleine Haus

mit dem stimmungsvollen Hof war lange Zeit im Besitze der Familie Rainz. Die Eltern des großen Künstlers haben dort lange Jahre gewohnt. Das Haus befindet sich in der Strozzi-gasse 21—23 und wird demoliert, weil die Weilgasse dort weitergeführt wird.

Das zweite Bild zeigt das Haus Judengasse 10, Ecke des Dreifaltigkeitshofes. Es stammt aus dem Jahre 1697, stellt also ein Erinnerungszeichen an den ältesten Teil Wiens dar. Auch dieses Haus fällt alsbald der Regulierung der inneren Stadt zum Opfer.





Die Kaunitzburg in Erdberg demol. 1910.
rückwärtige Ansicht



Nr 194. Währingerstrasse "Alte Weinhaus" ca 200 Jahre alt dem. 1910.

Das ehemalige Jagdschloß des verstorbenen Staatsmannes Fürsten Kaunitz, das Haus Erdbergstraße Nr. 19, das sich bis heute in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten hat, soll demnächst demoliert werden, um einem Neubau Platz zu machen. Das historische Gebäude stand einst isoliert im alten Erdberg und hatte zwei unterirdische Gänge, deren einer bis zum Prater führte, während der andere bis zur Mochskirche auf der Landstraßer Hauptstraße reichte. In diesem Hause war Kaiserin Maria Theresia nicht selten der Jagdgast des Kanzlers, und die Kaiserin übernachtete auch wiederholt in dem Schlosse, das bis in die Siebziger-Jahre noch das Jagdschloß der Kaiserin Maria Theresia oder die „Kaunitz-Burg“ genannt wurde. Später beherbergte das Haus längere Zeit hindurch einen geistlichen Orden, bis es im Jahre 1812 für Privatwohnzwecke adaptiert wurde.



Eines der schönen stimmungsvollen Häuser des alten gemütlichen Wien zeigen wir heute im Bilde. Nicht lange wird es mehr stehen, denn schon arbeiten die Demolierer an dem feistlichen Trakte.

Das Haus trägt die Nummer 194 in der Währingerstraße und der derzeitige Besitzer ist der Freiherr von Dobelhof. Im Volksmunde heißt es das „Alt-Weinhaus“. Es ist über zweihundert Jahre alt und war eines der ersten Häuser, in denen der große Währinger Weinausschank betrieben wurde. Das alte Gebäude fällt der Straßenregulierung zum Opfer, da der Engpaß, der sich dort befindet, erweitert werden muß.



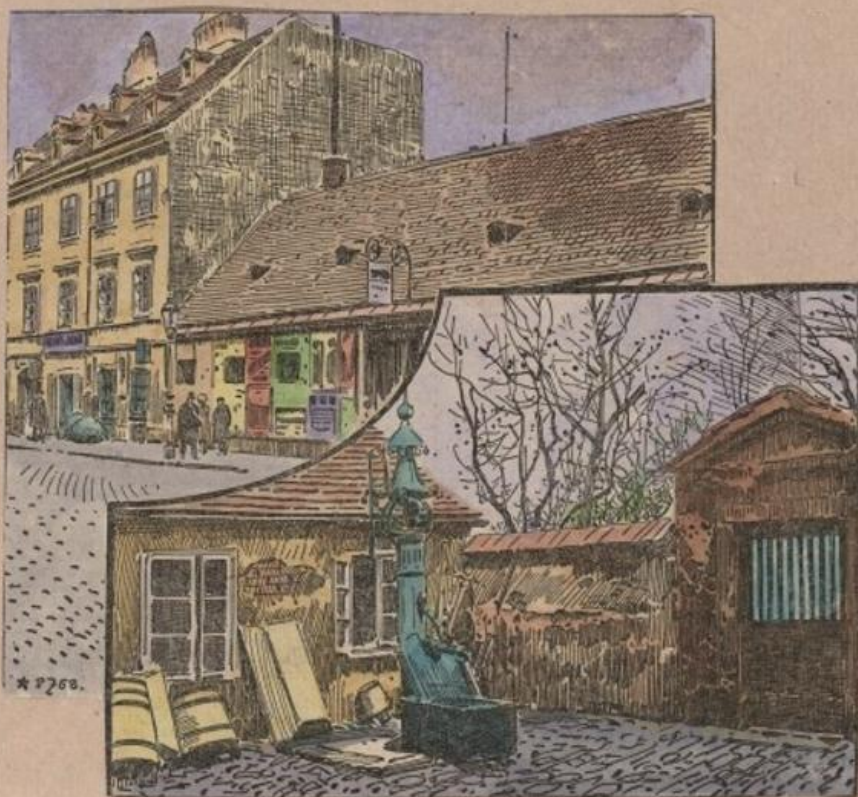
Das Tageschloss des Fürsten Rauminz in der Erdbergerstrasse 419.
Vorderansicht Decm. 1910



Der stimmungsvolle Hof des "Schlangenhauses" am Neuhaus
Demoliert 1911



Arsenalweg 41. Das alte "Schinderhaus" demoliert im Jahre 1911.



II. Leopoldstadt Leopoldgasse 18 u. 20. Demoliert 1911. An Stelle dieses Hauses kommt das Polizei Commissariat.

Das am Arsenalweg Nr. 1, zwischen Abgangsbahnhof und Arsenal gelegene ehemalige Wasenmeisterhaus wird gegenwärtig, unter Aufsicht der städtischen Sanitätsbehörde, demoliert. Das „alte Schinderhaus“, wie das baufällige Gebäude allgemein genannt wird, stammt aus den Fünfzigerjahren. Die Räume der Wasenmeisterei wurden vor Beginn der

Demolierungsarbeiten gründlich desinfiziert und die beschäftigten Arbeiter müssen betrefis ihres Gesundheitszustandes überwacht werden, ebenso auch die Pferde, die zum Transport der Baumaterialien verwendet werden. Die Demolierung dürfte im Februar beendet sein. Die neue städtische Wasenmeisterei befindet sich im 10. Bezirk auf dem Schöberplatz.



Die Baufälligkeit des Leopoldstadter Polizeigebäude hat sich bereits mehrmals in geradezu lebensgefährlicher Weise erwiesen. Das letztmal stürzte einem diensthabenden Kommissär ein Teil der Zimmerdecke fast über dem Kopf zusammen und nur einem glücklichen Zufall war es zu danken, daß der Beamte ohne Verletzung davontam. Dieser ziemlich deutlichen Beweise bedurfte es, um unseren sparsamen Behörden die schon seit Jahren dringende Notwendigkeit eines Neubaus klar zu machen, und so soll denn nunmehr, wie verlautet, an die beschleunigte Ausführung des Projektes geschritten werden, an Stelle der beiden zur Demolierung gelangenden Rinshäuser Leopoldsgasse Nr. 18—20 einen Neubau für das Kommissariat zu errichten.

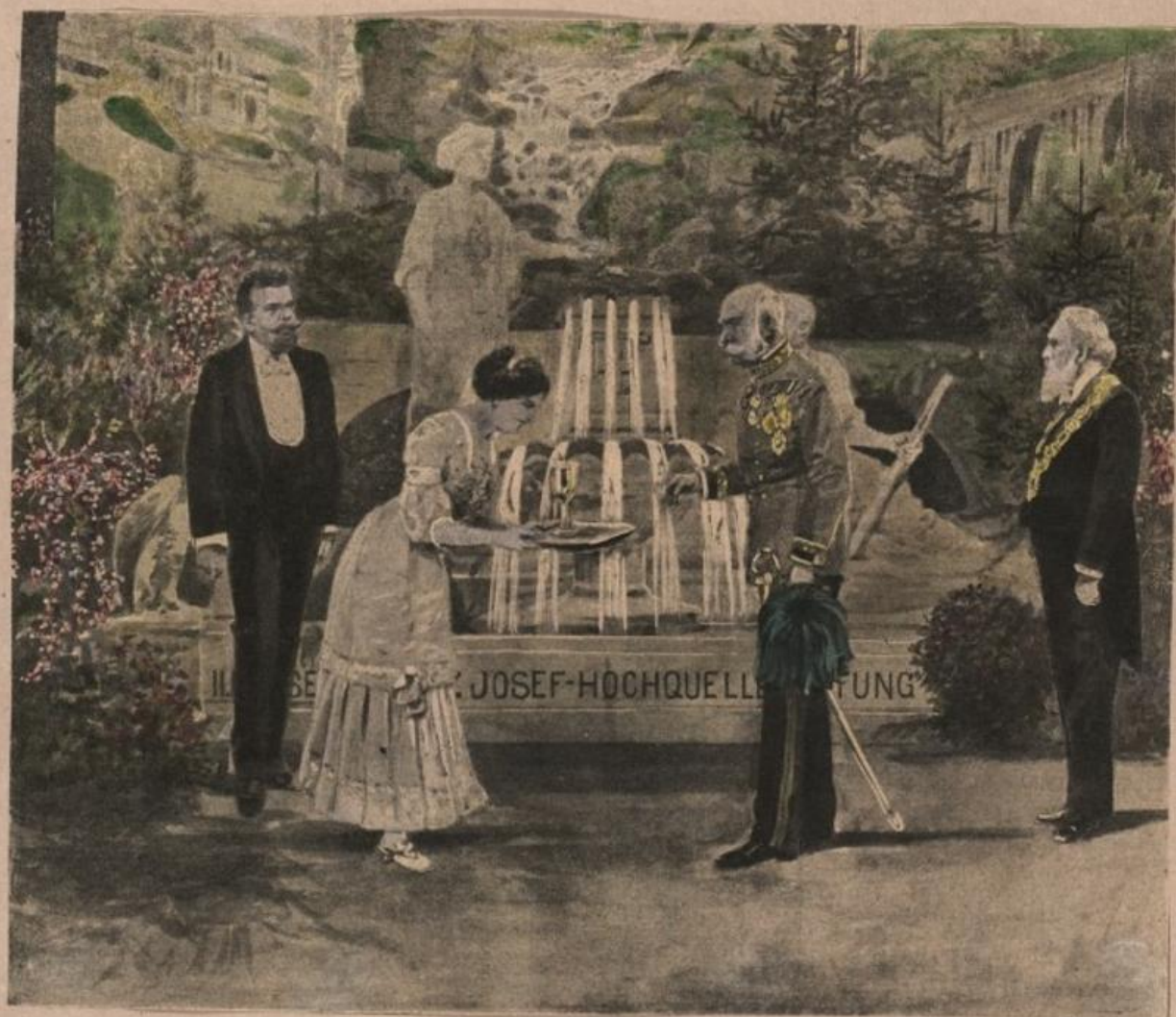
Das Projekt hat die Genehmigung des Finanzministeriums erhalten. Der in der Leopoldsgasse zu errichtende Neubau, mit allen modernen Einrichtungen ausgestattet, wird einen Kostenaufwand von 400.000 Kronen beanspruchen. Schon demnächst wird die Kündigung der Mietparteien in den vom Alexar schon erworbenen Häusern erfolgen, so daß nach

auf 1. August d. J. die Demolierung erfolgen kann. Mit den Erdaushhebungen für den Neubau wird noch im laufenden Jahre begonnen werden können.

Die beiden Häuser, die dem neuen Polizeikommissariat Platz machen müssen, sind interessante Altwiener Gebäude, die wir heute unseren Lesern im Bilde zeigen.

Besonders bemerkenswert ist der alte Brunnen, der im Hofe des einen Hauses steht und der allgemein nur der „Türkenbrunnen“ genannt wird, teils wegen seines Aussehens, mehr aber noch aus dem Grunde, weil eine Kugel, die unter dem Blechbade des Brunnens angebracht ist, angeblich aus der Türkenbelagerung vom Jahre 1683 stammen soll. Seit ungefähr acht Jahren wird der Brunnen nicht mehr benützt und bildet nur eine Sehenswürdigkeit des kleinen Hofes. Namentlich der Hof des einen, größeren Gebäudes ist durch den sogenannten „Türkenbrunnen“, einen alten, mit Halbmond und einer angeblich aus der Zeit der Türkenbelagerung stammenden Kanonenkugel gezierten Brunnen, bemerkenswert.

V/37



Österreichische Kunst

Leitung für die Mündigkeit

Nach der Eröffnung der neuen II Hochquellenleitung im Rothhaus durch
den Kaiser Franz Josef I. überreicht die Tochter des Vice Bürgermeisters
Fräulein Grete Plierhammer, in der künstlerisch geschmackten Turmnische
des Festsaales dem Monarchen den ersten Trunk des neuen Wassers
am 2. Dezem. 1910.

Die zweite Wiener Hochquellenleitung.

Bevorstehende Eröffnung durch den Kaiser.

(Siehe Tableau und 13 Porträts Seite 5 und 6.)

Der 2. Dezember wird von den Wienern als hoher Festtag begangen werden. An diesem Tag wird ein monumentales Kolossalwerk bürgerlicher Schaffenskraft, die zweite Wiener Hochquellenleitung, durch den Kaiser seine Weihe erhalten. Der Monarch, welcher dem Bau das größte Interesse entgegenbringt, wird im Rathausaale eine eigens dorthin geführte Auslauffstelle der neuen Leitung eröffnen, welche in einer Felsgrötte in der Turmische montiert wurde. Die Wiener werden an diesem Tage beflaggen, welcher für die Hygiene und die Wasserversorgung der Stadt von höchster Bedeutung ist und in jahrelangem Bau ungeahnte technische, kaufmännische und juristische Kräfte mit glücklichem Gelingen in Anspruch genommen hat.

Wir haben einen Abriss des gewaltigen Werkes in einer unserer letzten Nummern geboten und nun erübrigt es noch, eine Ehrentafel der Beteiligten an dem grandiosen, 170 Kilometer langen Bau anzufügen, welcher die Gemeinde Wien unter anderem zur Großgrundbesitzerin von 6058 Hektar mit eigenen Hochwildbajaden gemacht hat und 90 Millionen Kronen kostet. Wir entnehmen die Daten einem prachtvollen, dickbändigen Gedentwerke über die neue Leitung, welche bei Gerlach und Wiedling im Kommissionsverlag erschienen ist und vom Obermagistratsrat Nüchtern unter Mitwirkung der Oberbauräte Sykora und Dr. Ringer, des Oberrechnungsrates Schrott, des Bauinspektors Boden-

seher sowie der Magistratsoberkommissäre Dr. Rüka und Dr. Pseringer vorzüglich verfaßt wurde.

Dr. Karl Lueger war es, der mit seiner riesigen Tatkraft das Werk in Angriff nahm und mit Aufopferung als Lieblingsprojekt betrieb, die den Hängen der Salztales entspringenden steiermärkischen Quellen zur Wasserversorgung von Wien heranzuziehen. Dem städtischen Oberbaurat Dr. Karl Ringer gebührt das Verdienst, die Quellen gefunden, ihre Bedeutung erkannt und in Vorschlag gebracht zu haben. Für die Durchführung des großen Werkes wurde zuerst eine gemischte Kommission, im Jahre 1900 ein eigener Ausschuss des Gemeinderates eingesetzt, dem nach Ausscheidung einiger Mitglieder durch den Tod und nach dem Austritt der verdienstvollen Mitglieder, Handelsminister Dr. Weisskirchner, Stadtbauinspektor Sektionschef Dr. Franz Berger und Direktor der Stadtbuchhaltung Franz Hönig gegenwärtig angehören:

Bürgermeister Dr. Josef Neumayer, die Vizebürgermeister: Dr. Josef Porzer, Heinrich Hierhammer, Franz Hoff.

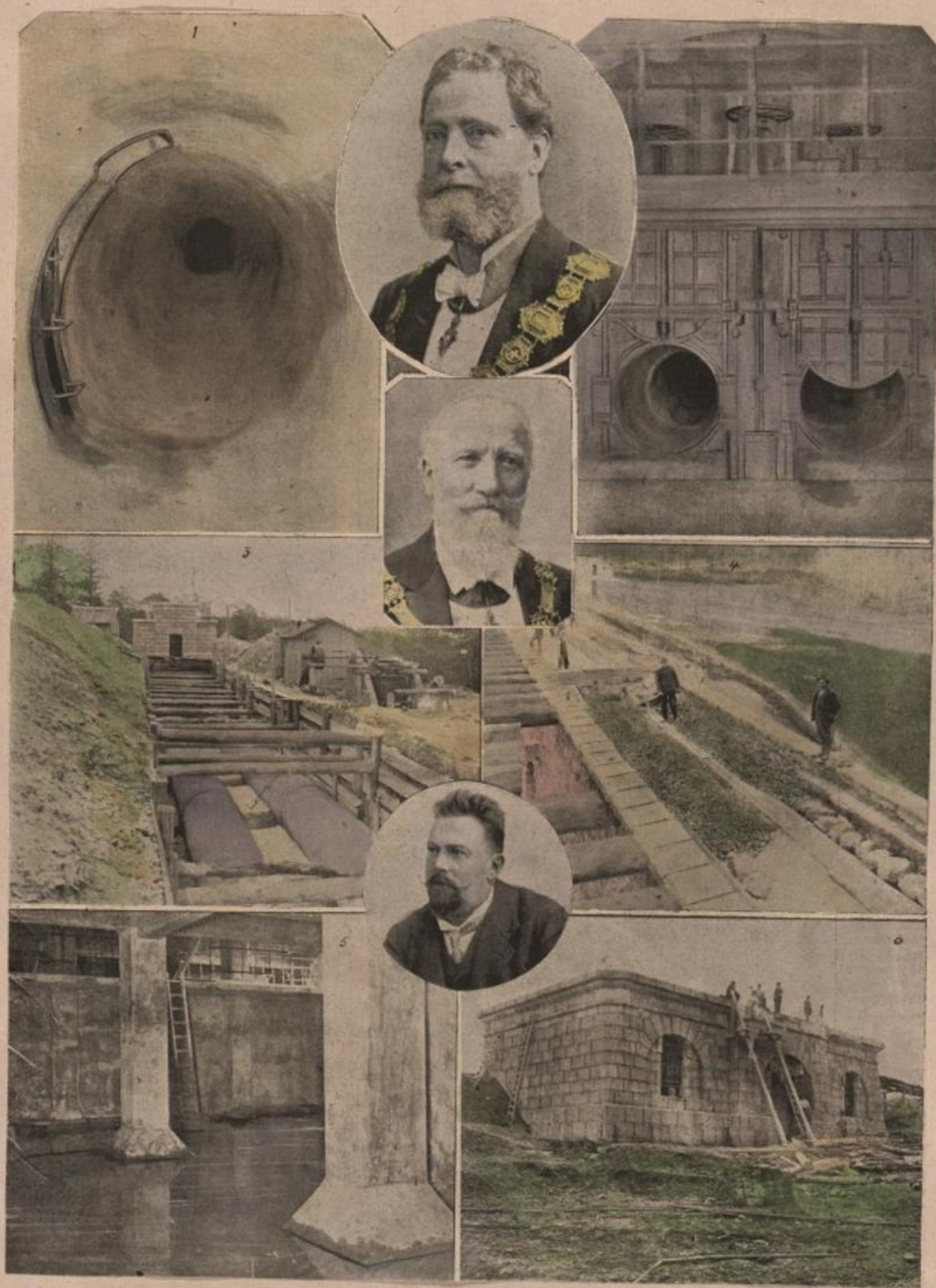
Als Mitglieder die Stadt- und Gemeinderäte: Franz Gräf, Josef Grünbeck, Felix Graba, Robert Rudolf Moessen, Ludwig Zayka, sowie Gemeinderat Eugen Schweigl.

Als Erfahrmänner die Gemeinderäte: Albert Hilscher, Hans Preyer, Karl Ryll, Franz Schwarz, ferner Magistratsdirektor Karl Appel, Amtsleiter des Stadtbauamtes Oberbaurat Karl Sikora, Direktor der Stadtbuchhaltung Julius Stieber.

Als Magistratsreferent fungierte zuerst Magistratsrat Dr. Karl Reitter, nach dessen Erkrankung bis zum Schlusse, Obermagistratsrat Dr. August Nüchtern. Mit der Führung der Bauabteilung des Stadtbauamtes in Neustift bei Scheibbs wurde Baurat Dr. Karl Ringer, mit der Abteilung II (der Verteilungsanlagen) zuerst Baurat (später Oberbaurat und Leiter des Wiener Stadtbauamtes) Karl Sykora betraut, dessen Nachfolger Bauinspektor Eduard Bodenseher wurde. Der Leiter der gesamten Rechnungskontrolle Oberrechnungsrat Rott wurde bei finanziellen Frogen als Sachmann beigezogen. Alle diese Herren und die ihnen in der eigens geschaffenen Magistratsabteilung VIII a unterstellten Herren haben eine unschätzbare und unermüdlige Arbeit geleistet.



Die letzten Arbeiten der zweiten Hochquellenwasserleitung bei Lebenszeiten
des Bürgermeisters Dr. Karl Lueger 1909



1. Inneres einer Hauptkanalstrecke, links ein Einsteigschacht 2. Eine
Siphoneinlaufkammer, 3. Rohrenleitung bei Kalksburg vor Zuschüttung
und Entfernung der Füllung, 4. Planierung eines Siphondukts bei Kalksburg,
5. Das Innere der Druckentlastungskammer bei Mauer, 6. Hauptreservoir
bei Mauer.



Festzug zur silbernen Hochzeit des österr. Kaiserpaars am 24 April 1879.



Älteste Feuerwehrrüstung vom Jahre 1850 —



Das Sterbehäus von Johann Strauss Vater Kumpfgasse N 11.
Johann Strauss Vater starb am 24. September 1849.

früherer Zeit sehen wir auf dem ersten Bilde oben in der linken Ecke eine Feuerpritze von Anno dazumal, unterhalb einen Feuerwehrmann aus dem Jahre 1850. Weiters finden wir da das Sprachrohr und die Laterne, womit einst vom Stephansthurme aus das Feuer angezeigt wurde, ferner eine Handlaterne, wie sie

— Jetzt — erblickt man in der Mitte die moderne Dampfpritze, daneben einen Feuerwehrmann neben einem ausgerüsteten Wagen, und oberhalb einen Löschmann bei einem Feueranzeiger auf der Straße. In der Mitte oben sehen wir die von der deutschen Kaiserin gespendete goldene Medaille, mit welcher unsere Feuerwehr in Berlin ausgezeichnet wurde, und rechts eine Telegraphenstation mit einem dazugehörigen Sprechapparate.

Auf dem zweiten Bilde die sich nothleid Rettung Fenster schlagen Buden i Unalück



V/41



"Burgtheater-Winkel im Löwenbräu Original-Zusammenkunft von Theo Forsche
 1904"



Die historische Fischer-mühle in Mödling in der auch Beethoven
 wohnte 1900. Jenulet



Herr Schupf, Adler, Edl. Krichbaum, Jolly, Lehner, Schrank, Wagner, Lillner, Wiesberg, Schmitt, Dohren.
 Frä. Lyllag, Frä. Mörz, Frä. Montag, Frä. Moser, Frä. Grün.
 Herr Nowak, Herr Seidl, Herr Dreher.

Die besten Volksänger und Lieblinge des Wiener Publicums
 im Jahre 1883.

Die Namen Derjenigen, welche unser heutiges Bild darstellt, sind dem Wiener Publicum seit Langem geläufig; Schieferl singt und dichtet seit zwei Decennien mit vielem Erfolge, Steidler wird täglich im „Orpheum“ unzählige Male herausapplaudirt, Eder, der gemüthvolle Sanger der „Mutterlieb“, hat rasch die Herzen

der Wiener für sich gewonnen, Kriebaum, der sprechende Sanger, den das schöne Lied des Grafen Eberhard von Württemberg: „Das was nur a Weaner“ auf die höchste Stufe der Popularität gehoben, Sioln, der Lanner des Brettl, Clavierpieler bei Seidl und Wiesberg, der Hunderte einschmeichelnder Melodien geschaffen, Ehner, dessen „barbe“ Vortragsart viele Verehrer findet, Herr Schenk, der Volksänger-Veteran Kwapil, der treffliche Darsteller Zillner, der Siegreichdichter Schmitter, der Coupletänger Böhm und endlich der lustige, quacksilberne Seidl, der Laufendbassa auf hundertlei sonderbaren Instrumenten Herr Nowak, und der treffliche Sanger und Komiker Herr Dreher schließen die Reihe der männlichen Lieblinge ab. Fünf der besten unserer Volksängerinnen, die Vertreterinnen der heiteren Muse, findet der Leser gleich-

falls auf dem Bilde. Frä. Gzillag, Mitglied der Gesellschaft Seidl und Wiesberg, Fräulein Mirzl, die munterste Sangerin, die im Bereiche des Wiener Dialectes zu finden ist, beweglich wie ein Goldfischlein, die der Herrgott jedoch keineswegs zum Besten kommen ließ, sondern mit einer zum Herzen dringenden Stimme bedacht hat, Fräulein Montag, deren helle Jodler wie frische Alpenluft uns wohlthun ansprechen, das durch singigen Vortrag und geschulte Stimme gleich ausgezeichnete Fräul. Moser, und die Salonjodlerin Fräul. Grün, der Gesellschaft Böhm. — Der Volksängerverein, den die Energie Wiesberg's wol bald zur Blüthe gebracht haben wird, bezweckt die Unterstützung seiner Mitglieder im Krankheits- und Invaliditäts-Falle und die Versorgung von Witwen und Waisen der Standesgenossen. Hoffentlich findet er in den Kreisen der Wiener Bürgerschaft recht zahlreiche Förderer.





Die Wasserversorgung Wien im Jahre 1800



Die Wasserversorgung Wien im Jahre 1860.

V/44



Die Flutschen und der Wurstel im Jahre 1890 im Prater.



1898. Omnibus.

Fürst Eigenthümer des Fürst theaters im Prater 1870.



Fürst Singspielhalle 1870.

V/45



Der Platz am Hof im Jahre 1889 ohne Radetzki Denkmal sowie mit dem
~~früher~~ Nuntius Gebäude und Reichskriegsministerium
vor dem Umbau.



Das Haus in der Weihburggasse #14 mit dem schmiedeeisernen Balkon 1911



Franziskanerplatz 1911



Raubensteingasse #8 (Mozarthaus) 1911



Blick vom Franziskanerplatz durch den Schwibbogen in die Ballgasse. 1911



Das Haus Bollgasse Nr. 8 (Tischlerherberge) 1911



Bollgasse. 1911



Der Engpass zum Schulhof 1911



Die Wächtergasse von der Renngasse aus 1911

V/48



Die Wachtorgasse vom tiefen Graben aus gesehen 1911



Blick von der Seitzergasse auf das Altviennerhaus zwischen Schulhof u Kurrentgasse 1911



Der Schulhof mit dem Durchlass z Hof demoliert 1912

gerade vor sich das Haus Nr. 8 der Raufensteingasse, das Mozarthaus.

Dieses Haus, das vor kurzem den Besitzer gewechselt hat und ebenfalls demoliert werden soll, hat eine eigenartige Fassade. Zwischen den Fenstern in der Höhe des 1. Stockwerkes sind Büsten der hervorragenden Ton-dichter in der Weise angebracht, daß dieselben mit etwas vorgeneigten Oberkörper auf die Arme gestützt aus ovalen, fensterartigen Öffnungen geradezu auf die Straße heruntersehen.

Noch um das Jahr 1847 stand an Stelle dieses Hauses ein kleines unscheinbares Häuschen, das sogenannte kleine Kaiserhaus, in welchem am 5. Dezember 1791 der gottbegnadete Ton-dichter Mozart seine Seele aushauchte.

An der Stelle des bereits demolierten Nachbarhauses Nr. 10, dessen Neubau beinahe vollendet ist, stand einst das gefürchtete Kriminalgefängnis mit den grauen-

haften Marderwerkzeugen, das um das Jahr 1785 verschwand.

In einem andern Teile der Inneren Stadt, von der Seiger-gasse aus, bietet sich dem Beschauer gerade jetzt, durch die Demolierung des Bazar-durchhauses frei geworden, ein schöner Blick auf ein interessantes Stück Alt-wien. Speziell das Eckhaus zwischen der Kurrentgasse und dem Schulhof mit seinem hübschen Altwiener Giebel ist mit dem links angrenzenden Engpaß von seiner malerischen Wirkung und das ganze Plätzchen atmet Behaglichkeit und Ruhe.

Von demselben Beobachterposten zur linken Hand befindet sich die Rückseite des Kriegsministeriums, das nun ebenfalls verschwinden wird. Der Neubau am Stubenring ist nahezu vollendet und die Uebersiedlung wird schon im Herbst dieses Jahres vor sich gehen. Das Gebäude des Kriegsministeriums war einst ganz anderen Zwecken gewidmet, es war Professhaus der Jesuiten und wurde nach Aufhebung des Ordens, respektive der Ordenshäuser in Wien unter der Regentschaft Kaiser Josef II. und Maria Theresias um das Jahr 1774 für die Zwecke des Hofkriegsrates adoptiert. Gleichzeitig soll auch die Versekung des Denkmals Vater Radekys auf die Ringstraße vor das neue Kriegsministerium stattfinden.

Wieder ein kurzes Stück Weg vom Kriegsministerium, zum Tiefen Graben, dort wo das engste Gäßchen Wiens, die Wächtergasse, mit einer Stiege beginnend, in Finsternis gehüllt, sich zur Renngasse hinauswindet, oft überbrückt von den bekannten Altwiener Stühbo-

gen, sind gleich fünf Häuser im Demolierungszustande. Oben in der Renngasse die Nr. 6 und 8, letzteres das bekannte Ladislaus Pyrkerhaus, benannt nach dem Erzbischof Johann Ladislaus Pyrker, dem Schubert die „Allmacht“ widmete, ein Stiftungshaus für Blinde, in dem auch eine Nichte Goethes lange Jahre wohnte, und unten im Tiefen Graben die an die Wächtergasse anstoßenden drei Häuser.

So fällt Stück für Stück vom gemütlichen Alt-Wien und mancher Altwiener wird sich denken: „Was habt ihr aus meinen lieben trauten stimmungsvollen Wien gemacht?“ Ein Meer von gleichförmigen, hohen Häusern, die Straßen gefüllt mit einer nervös hastenden Menschenmenge, mit rasenden Autos, deren töff, töff den Wahlspruch der neuen Zeit verkünden: Time is money — Zeit ist Geld. —



Verswindende Altwiener Häuser.

1. Das Haus Weihburggasse Nr. 14 mit den schmiedeeisernen Balkons. — 2. Franziskanerplatz. — 3. Raufensteingasse Nr. 8 (Mozarthaus). — 4. Blick vom Franziskanerplatz durch den Schwibbogen in die Ballgasse. — 5. Das Haus Ballgasse Nr. 8 (Fischerherberge). — 6. Ballgasse. — 7. Der Engpass zum Schulhof. — 8. Die Wächtergasse von der Renngasse aus. — 9. Die Wächtergasse vom Tiefen Graben aus gesehen. — 10. Blick von der Seitzergasse auf das Altwiener Haus zwischen Schulhof und Kurrentgasse.

Verswindende Altwiener Häuser!

(Mit 10 Originalaufnahmen von Heinrich Bretschner)

Der Franziskanerplatz wird demnächst durch die Demolierung der in einer Front stehenden Altwiener Häuser, Weihburggasse Nr. 16 und 14 und Franziskanerplatz Nr. 5, sowie durch die Eröffnung eines neuen Straßen-zuges ein gänzlich verändertes Gepräge erhalten.

An der Stelle, wo sich heute die Kirche erhebt, die dem Platz den Namen gibt, stand schon im Jahre 1306 ein sogenanntes „Seelhaus“. Es war dies eine Anstalt, wo Frauen, ohne einem Orden anzugehören, Schutz und Zuflucht fanden und dagegen zu bestimmten Andachtsübungen verpflichtet waren. Dieses „Seelhaus“ wurde

hier rechtwinklig gekrümmt, ebenfalls recht alt und romantisch anmutet. Die Ballgasse, früher das „Ballgäßel“ genannt, hat ihren Namen von einem jener „Ballhäuser“, welche zu Anfang des 18. Jahrhunderts unsere jetzigen Theater vertreten hatten und in welchen zu jener Zeit die beliebten Hanswurst-Komödien aufgeführt wurden.

Da auch die Häuser, die an das tief nach rückwärts in die Ballgasse gehende Haus Nr. 14 angrenzen, zu Demolierungszwecken angelauft wurden, fällt auch das Haus Nr. 8 der Ballgasse. Dieses Haus ist bemerkenswert durch sein Haustor, das eine Stein-tafel mit folgender eingravierter Inschrift trägt: „Der bürgerlichen Tischlerherberg, 1772.“

Bei der Einmündung der Ballgasse in die Raufensteingasse sieht man, jetzt durch die Demolierung des linksseitigen Eckhauses in ein besseres Licht gerückt,

Progen 46, 47, 48 1/2
V.

V/49



Eingang zum süßen Loch 1911



Das Fahnergasschen 1911



Die Rampe des Bösendorfer social 1911



Hof des Hauses Paniglgasse 41b 1911

Verschwindende Altwiener Häuser!

(Mit 8 Originalaufnahmen des Verfassers Heinrich Preißner, Wien.)

Die gegenwärtig in Wien herrschende abnormale Bautätigkeit fordert immer weitere Opfer und manches stilvolle, gemütliche Altwienerhaus muß nun wieder sein Plätzchen an moderne Betonbauten abtreten. Da muß man es mit Freude begrüßen, daß doch wenigstens hier und da ein Ruf nach Erhaltung zum mindesten der schönsten, mit der Geschichte Wiens eng verknüpften Altwiener Gebäude in die Öffentlichkeit dringt und den kräftigsten Wiederhall in der öffentlichen Meinung hervorruft.

So ist es mit Mühe gelungen, die Erhaltung des Bösendorfer-Saales bis 1913 zu sichern. Der Bösendorfer-Saal repräsentiert eine der schönsten Epochen der Wiener Musikgeschichte. Namen wie Brahms, Hans v. Bülow, Franz Liszt, Anton Rubinstein zieren die Wände des überdies prachtvoll akustischen Saales, und es wird kaum einen bedeutenden Musiker geben, der nicht schon hoffnungsvoll höher klopfenden Herzens die Aufstiegsrampe emporstieg. Die beiden Liechtensteinschen Häuser bestanden einst aus 4 kleineren Gebäuden, welche um das Jahr 1792 durch Alois Fürst von Liechtenstein umgebaut wurden. Zwei bildeten das eigentliche Palais, das dritte wurde für die fürstliche Kanzlei, die Bibliothek und Reitschule bestimmt, und das vierte, das ehemalige Benefiziantenhaus in der Brunnengasse (heute Fahren-gasse), wurde gegen Zins vermietet. Das letztgenannte Gäßchen wird mit der Demolierung der Häuser auch verschwinden. Die Liechtensteinsche Reitschule hat Ludwig Bösendorfer 1872 zu einem Konzertsaal umgebaut und der größte Teil des übrigen Palais mit seinen schön gezeichneten Figuren und dem reich ornamentierten Giebelndach ist jetzt noch an den Wiener Bankverein vermietet.

Eine Demolierungsnacht hat allgemein große Sensation hervorgerufen; sie betrifft einen Gebäudekomplex, der durch die Rotenturmstraße, Ertlgasse, Kramergasse und den Liechtensteg umgrenzt wird, das sogenannte Ertlsche Stistungshaus.

Das Gebäude bestand ursprünglich aus dem kleinen Stammhaus Nr. 638 (jetzt Rotenturmstraße 15). Frau Maria Anna Edle v. Ertl, geborene Frein d'Omolen, eine Irländerin, setzte in ihrem Testamente vom 12. April 1801 jene unbemittelten Rechtsgelehrten zu Universal-erben ein, welche bereits zu Advokaten ernannt waren und bestimmte zur Versorgung ihrer Stiftung zwei Rechtsgelehrte als Administratoren unter Aufsicht des jeweiligen Dekans der juristischen Fakultät. Mit den Einkünften sollten nach und nach die anstößenden, das ursprüngliche Stistungshaus umfassenden kleinen Häuser, angekauft und auf dem Gesamtbaugrund ein großes vierstöckiges Haus erbaut werden mit einer Steintafel aus schwarzem Marmor des Inhalts: „Ertlsche Stiftung für junge, neu angehende Advokaten“. Dieses Haus wurde nun wirklich im Sinne der Erblasserin im Jahre 1840 erbaut und beherbergt unter andern den juristisch-politischen Leseverein und die Advokatentrunkammer. Auch alte stadtbekannte Wiener Geschäfte haben hier ihren Sitz, so die Leinenwarenhandlung „Zur schwäbischen Jungfrau“ deren Gründungsjahr 1720 ist, (früher zu den 3 schwäbischen Jungfrauen), weiters die Hölbersche Buchhandlung und ein Geschäft das sicherlich eines der ältesten in Wien ist: das „Süße Röhl“, ein Metkeller, dessen schon 1348 Erwähnung geschieht.

Der Eingang des Kellers befand sich vor Umbau des Hauses in der Rotenturmstraße und wurde später in die Mariengasse (jetzt Ertlgasse) verlegt. Viele historische Erinnerungen knüpfen sich an diese letzte, der ehemals zahlreichen Altwiener Metkeller, die auch der leutselige Kaiser Josef II. besuchte und in welchen der Wiener-

Cagliostro, der Doktor Theophrastus Bombastus Paracelsus, der Goldmacher, seine Künste gezeigt haben soll. Der Metkeller war besonders zur Weihnachtszeit, wo immer eine veritable Ausstellung aller Arten Lebzeltens zum Kaufe lockte, sehr gut besucht, obwohl der Met nachgerade der Wienern ein unbekanntes Getränk geworden ist.

Auch in den andern Bezirken wird fleißig demoliert. So wird die Spikhaide bald das Gemäuer eines Altwiener Häuschens in der Paniglgasse 16 auf der Wieden treffen, dessen stimmungsvolles, blumengeschmücktes Höfchen, mit dem Muttergottesbild an der Wand, momentan noch Ruhe und Frieden atmet.

Auch das „Serrgottsbrunnenhau“ in der Lange-gasse, dessen über dem Tor angebrachtes Schild aus blauen Rachen ausgeführt, die biblische Szene „Jakob am Brunnen“ darstellt, mit dem ebenfalls charakteristischen Altwiener Hof wird bald verschwinden sein.

Schließlich sei noch eines, mehr als 200 Jahre alten Gebäudes Erwähnung getan, das ehemals zu einem Jagdschloß der Kaiserin Maria Theresia gehörte und von

*Rogen 49, 50,
5.*



dieser um das Jahr 1757 dem Reichsgrafen Andreas Hadik, für seinen bekannten Husarenfreich zum Geschenk gemacht wurde: das Hadik-Schloßchen in Penzing nächst der Stadtbahnstation Hiebing. Dieses ungemein anmutige, stilvolle Gebäude ist auch in diesen Tagen der Demolierung anheim gefallen.



Das Ertlsche Stiftungshaus 1911



Das blaue Herrgotsbrunnenhaus 1911



Der Hof des blauen Herrgotsbrunnenhauses.



Das Hadikschlösschen



Am Krottenbach. XIX. Bezirk im Jahre 1880.



Das Giebelhaus in der Tandelmarkt-gasse und seine älteste
Bewohnerin. 1912 dem.



Eines der wenigen Giebelhäuser, die in Wien noch zu sehen sind, das Doppelgiebelhaus in der Landelmartgasse Nr. 12 wird im August einem Neubau Platz machen. In diesem Hause wohnt seit einem halben Jahrhundert die Gemischtwarenhandlerin Frau Elisabeth Stock, der es gewiß schwer ankommen wird, ihr altes Heim zu verlassen. Wir zeigen neben dem verschwindenden Giebelhaus die alte Frau, die im 71. Lebensjahre steht.

V/52



Die ehemalige Wiener Stadt-Residenz des Erherzog Karl
in der Annagasse 1850.



Haus zum Markus Löwen Floher Markt #10 dem 1912



1912 Demolierung des Häuschen Josefstädterstrasse #45 an das sich
Erinnerungen an Mozart knüpfen

(Das Haus „zum Markuslöwen“.) Wieder fällt ein Stück Alt-Wien. In der nächsten Zeit wird eines der bekanntesten Häuser der Inneren Stadt, das Haus, Hoher Markt Nr. 10, niedergedrückt, um einem modernen Neubau Platz zu machen. Es ist ein vier Stock hohes Gebäude, das zur Judengasse die Ecke bildet. Ein verwittertes Wärmereiser oberhalb des Stiegeinganges zum Hofstraß stellt den Markuslöwen dar. Dieses Wahrzeichen gab dem Hause schon im 16. Jahrhundert seinen Namen. Bevor das Haus verschwindet, sei es hier im Bilde festgehalten.



Das Haus in der Josefstädterstraße Nr. 45, das im Jahre 1704, also vor mehr als 200 Jahren, erbaut worden ist, wird in wenigen Wochen demolirt. Das Häuschen ist über ein Jahrhundert lang im Besitze der Familie Gahner. Seine Erbauung fällt in die Zeit, da noch der größte Teil der Gründe der Josefstadt aus Aedern und Weingärten bestand. Als Kaiserin Maria Theresia regierte, befanden sich dort in einigen Häusern Weinschänken, in denen der Wein aus den umliegenden und an die Höfe grenzenden Weingärten geschänkt wurde. Am Ende des langgestreckten Hofes vom Hause Nr. 45 gelangte man durch einen weinumrautten Eingang in einen uralten Garten. Hier stand bis zum Jahre 1848 eine mächtige Eiche. Unter dieser soll Mozart oft komponirt haben, wenn er in den im Hause bestehenden Weinschank kam. Bekanntlich komponierte Mozart

mit Vorliebe im Grünen und wir haben in Wien mehrere Stätten, die durch die Anwesenheit Mozarts berühmt geworden sind. So bestand bis zum Jahre 1870 im Wiedener Freihause das bekannte Mozart-Häuschen, das leider später nach Salzburg übertragen wurde. Mozart pflegte ein Kaffeehaus in der Perchenfelderstraße zu besuchen, dann ging er zuweilen auch in das Gasthaus „zur blauen Flasche“ im Hause Nr. 45 der Josefstädterstraße und spielte häufig im Garten Regal. Die Regalbahn ist heute noch erhalten. Die in der Gegend verbreitete Meinung, daß Mozart dort, auch einen Sommer hindurch gewohnt hat, beruht auf einem Irrthum. Vorstehend die Gassenfront des Hauses Nr. 45, daneben das Gartenhäuschen des Nachbarhauses, das ebenfalls demolirt wird.

V/53



Wächtergasse mit dem Klosterneuburgerhof dem 1911



Am Hof gegen den tiefen Graben 1911



Am Hof gegen den Schulhof 1911

V/54

Erbaut 1902
 von Josef Urban
 demoliert 1912



Ausstellungsgebäude des Wiener Künstlerbundes Flagen Wien I Ledwithgasse



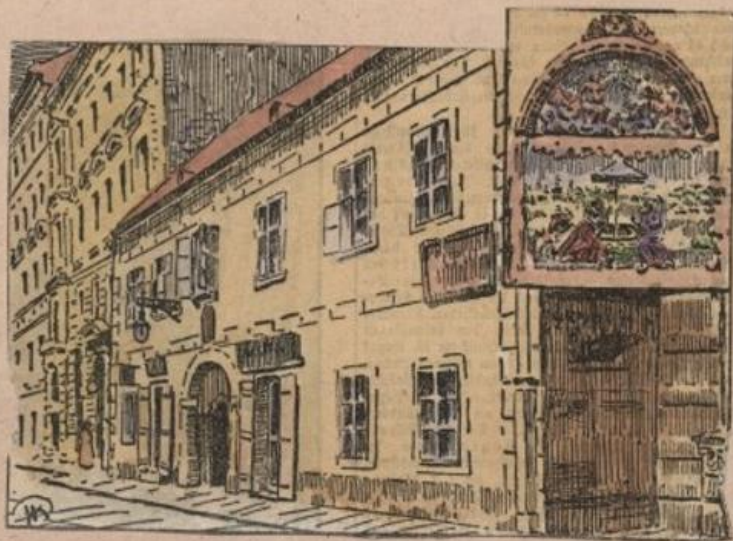
Ecke Steindlgasse und Rurrentgasse demoliert 1912



Altes Haus an der Fischerstiege dem. 1912

2764/66

V/55



Das blaue Herrgottsbrunnenhaus in der Langgasse



Theater an der Wien

Ansicht von der Magdalenenstrasse, Ansicht von der Windmühl



Ansicht von der Tägergasse

Aus dem Straßenbilde der Josefstadt wird in kurzer Zeit eines der ältesten und vornehmlichsten Gebäude verschwinden. Im Mai dieses Jahres wird das unter dem Namen „Herrgottsbrunnhaus“ bekannte Gebäude Langeasse Nr. 50 demoliert werden. Es ist das einzige Haus der sehr langen Straße, das noch ein Schindeldach mit Dachstuhl trägt, einfach ist und nur fünf Fenster Gassenfront besitzt. Trotzdem bedeckt es einen großen Komplex, denn es hat zwei Höfe und beherbergt 29 Parteien. Das charakteristische Merkmal dieses Hauses ist ein über dem

Thore angebrachtes Bild, das die biblische Szene „Jakob am Brunnen“ darstellt. Es ist ein aus blauen Kacheln ungemein gut ausgeführtes und sehr gut erhaltenes Relief. Das Haus gehörte zum Besitz der alten, erbgewerblichen Familie Schenkenstuel, die das Ofenheergerwerbe betrieb. Im Jahre 1902 starb der letzte Sprosse der Familie, der Privatier Dr. Schenkenstuel, als Junggeheile und schenkte das Gebäude testamentarisch dem Konvent der Barmherzigen Brüder.



Ausspielung des k. k. priv. Theaters an der Wien,

wobey gewonnen werden

50,000 Stück k. k. vollw. Ducaten, **4,500** Stück Prämien-Gewinnst-Lose und **115,000** fl. 12 1/2 Gulden W. W. Einlage.

Loos-Nr. **47484** Mit allerhöchster Bewilligung. 12 1/2 Gulden W. W. Einlage.

LOOS zur Ausspielung des k. k. priv. Theaters an der Wien, oder Ablösung **25,000** Stück k. k. vollwichtige Ducaten und des Hauses in Wien Nr. 59 auf der Windmühle, oder Ablösung **8,000** detto detto detto

Mit diesem Spiele sind ausserdem noch **29,998** Treffer mit Gewinnsten von 2,000, 1,500, 1,000, 800, 600, 400, 300, 200, 100, 50, 25, 20, 10 fl. u. s. w. im Betrage von **17,000** detto detto detto

und . . . **115,000** Gulden Wiener Währung, dann . . . **4,500** St. sicher gewinnenden Gratis-Losen, verbunden.

für **1,500** Prämien der schwarzen Lose, vertheilt in Treffer von 1,000, 500, 300, 100, 50, 25, 20, 10 St. u. s. w., verbunden.

In Allem enthält diese Lotterie:

30,000 Treffer mit Gewinn von **50,000** St. k. k. vollw. Ducaten, **4,500** St. Prämien-Gewinnst-Losen, und **115,000** W. W.

Die schwarzen Lose spielen auf alle Treffer der Freylose mit, und ein schwarzes Loos kann bis **1,001** Mal gewinnen.

Die Ziehung geschieht in Wien am 28. u. 29. März 1831 unter Aufsicht der hohen öffentlichen Behörden. Die Uebergabe der Realitäten erfolgt laut Spielplan sogleich.

Die Auszahlung der Gewinne aber 14 Tage nach der Ziehung von dem dafür haltenden Grosshandlungsgeheuse

Wien, am 30. Jany 1830.

Ausgegeben durch **J. Geyer** **Hammer & Karis**

Gedruckt bey J. P. Salinger.

Das Theater an der Wien wechselte rasch seine Eigentümer, die glänzendste Periode erlebte es unter der Direktion des Grafen Ferdinand Balffy v. Erbd. Doch die glänzende Ausstattung der Opern und Schauspiele verzehrte das Vermögen des Grafen, der sich Ende des Jahres 1819 aus seiner bedenklichen Lage durch eine Lotterie zu helfen suchte, nämlich durch eine Ausspielung des Theaters an der Wien. Die Idee zu einer solchen Güterlotterie war keine neue. Im Jahre 1716 hatte der Sachse Friedrich Sigmund Baribold in Steinhaus ein nettes Landhaus gekauft und dasselbe vergrößert und verschönert. Da er in Familienangelegenheiten abreisen mußte, suchte

dazu gehörigen Häusern Nr. 15 und 26 an der Wien, dann das Vorstadthaus Nr. 59 an der Windmühle mittelst einer eigenen Lotterie ausgespielt.

Das jedenfalls einzige erhaltene Originallos ist aus der Sammlung des Herrn Josef Simon.

Es kostete das Los 12 1/2 Gulden W. W., gleich 5 Gulden C. M. Die Ausspielung war dotiert mit 50,000 Stück k. k. vollw. Ducaten, 4,500 Stück Prämien-Gewinnst-Losen und 115,000 Gulden W. W. Es wird aufmerksam gemacht, daß die beiden Häuser vermöge darauf bestehenden Pachtkontrakten eine jährliche Revenue von 10,000 Gulden C. M. abwarfen. Die Ziehung ging am 28. März

er das Landhaus durch eine Lotterie an Mann zu bringen und gab 42 Lose aus mit 14 Treffern, das Los zu 50 Gulden C. M. Der Gewinner des ersten Treffers sollte 500 Gulden herauszahlen, um damit die anderen Treffer, den zweiten mit 100 Gulden und so abwärts zu dotieren, und er gewann dafür das Landhaus im Werte von

1831 vor sich; die Lose hatten die Großhändler J. Geyer, Hammer und Karis übernommen. Der unbekannte Gewinner zog es vor, die Ablösung von 25,000 Ducaten und 8000 Ducaten für das zweite Haus anzunehmen.

Dem Ausspielungsplane lag eine Abbildung der Gebäude bei.

2000 Gulden. Der Reiz der Neuheit wirkte, man riß sich förmlich um die Lose und in der Ziehung am 25. Juli 1721 machte den ersten Treffer Georg Reuhäuser, Brantweinbrenner in der Niernergasse.

In der Balffy'schen Lotterie gewann der Weinhandler Johann Mayer aus Tyrnau das Theater an der Wien, zog aber die Abfindungssumme von 300,000 Gulden dem obgenannten Gewinnstobjekte vor. Nachdem Graf Balffy 1825 die Direktion des Theaters niedergelegt hatte, fand abermals eine Ausspielung des Theaters an der Wien statt. Am 30. Junius 1830 brachte die „Wiener Zeitung“ folgende Ankündigung: „Mit Allerh. Bewilligung seiner Mit. wird das k. k. privilegierte Theater an der Wien mit den

Das Lotterienplakat für das ausgespielte Theater an der Wien.

Man sieht die zweifelhafte Hauptfront in der Hauptstraße (heut Magdalenenstraße), die zweite Logenfront in der Jägergasse (später Theater, jetzt Willstättergasse), wo sich über dem Eingange Schütaneder ein Denkmal als Papageno setzen ließ, wie er sein Kochpfännchen gegen die Stadt hineinbläst und neben ihm ein paar pausbäckige Duten stehen, die ihre Neke schon voll Vögel haben. Die Papagenosfigur ist sechs Fuß hoch und wiegt 2 1/2 Zentner. Vor dem Eingange steht der sechs-spännige Galawagen des Kaisers Franz. Das dritte Bild zeigt die Hinterfront „auf der Windmühle“, jetzt Dreihufeisengasse.

V/56.



Grinzing mit Heiligenstadt im Jahre 1881



Kratky-Baschiks Zaubertheater im Prater demolirt 1912



Die Floriani Uhr in der Flabsburgergasse N 10
Das Wenzelskirch Freithaus. demol 1912



Wir zeigen hier im Bilde die sogenannte
„Floriani-Uhr“, eine Sonnenuhr, die im Hofstraß des
alten Hauses, Gabsburgergasse Nr. 10, das seit
mehr als 500 Jahren besteht, angebracht ist. Das
e.) „Wenzelsche Freihaus“, wie das Gebäude genannt
wird, soll im November demoliert werden und mit
ihm wird die „Floriani-Uhr“ für immer verschwinden.
Die Uhr hat zum Zifferblatt ein Gemälde, das
den heiligen Florian darstellt, wie er in die hoch
ni- aufsteigenden Flammen eines in Brand geratenen
der Hauses aus einem Schaff Wasser gießt. Unter der
ten Uhr sieht man die Jahreszahl 1717 als das Datum,
an dem sie renoviert wurde und ihr künstlerisches
Zifferblatt erhielt. Das Wenzelsche Freihaus, ein vier
Stoß hohes Gebäude mit einem Wappen, wurde
1550 von den Erben des Bürgers Sebastian Wicher
an die Karthäuser zu Aggsbach verkauft, in deren
Besitz es bis 1684 blieb. Als nächster Besitzer ist der
Freiherr Christof v. Abele verzeichnet. Es dürfte,
wenn schon nicht das letzte, so doch eines der letzten
Häuser der Inneren Stadt mit Mansarden-
wohnungen sein.

schä
Bür
gan
wiss
hda
Neu
wie
Ger
Si
Si
gehi
Gen
P

V/57



Das Palais des Erzherzog Karl auf der Augustiner Bastei 1949.



Motiv aus Neustift am Walde im Jahre 1888.

V/58



Blick in die Schönlaterngasse 1900



Griechengasse 1900

V/59



Motiv Prater Fleustadlwasser im Jahre 1870



Die aufziehende Bürgermusik von Schliessmann
mit der Kaserne im Jahre 1886.

V/60



Palais Esterházy in der Kärntnerstrasse 1910



Die alte Weingärberlande im Jahre 1880



Edmund Guschelbauer geb am 16 Oktober 1839 gest. 7.
1912 f. unv. M. M. M. 33.

Edmund Guschelbauer †.

(Mit Porträt auf Seite 9.)

Edmund Guschelbauer, der „alte Drahrer“, ist am 6. d. im Alter von 73 Jahren gestorben. Der populärste Wiener Volksfänger, einer der letzten von der alten gemütlichen Garde, ist nun dahingegangen. Es gibt schwerlich einen Wiener, der nicht Guschelbauers Hauptschlager „Weil i a alter

Drahrer bin“ kennt. Zahllose Abbildungen stellen Guschelbauer dar, wie er den alten Drahrer vorträgt, mit dem „Stöber“ auf dem Kopf. Wenn er den Refrain sang, hob er, mit den Fingern schnalzend, die Arme hoch empor, küßte dann den „Stöber“ und drehte ihn herum.

Guschelbauer war der Typus des gemütlichen, unverwundlichen, lustigen Wiener. Er war ein Sechshauser Kind. Er wurde am 16. Oktober 1839 geboren, und als er zu einem Vergolder in die Lehre kam, vergoldete schon die Liebe zum Gesang seine harte Lehrzeit. An Sonntagen saß der „Mundl“ in den kleinen Wirtshäusern des Neustift und Schottenfeld und sang zu Harmonika und Gitarre. Als Compositör und Darsteller kleiner Szenen war er bald von allen Geselligkeitsvereinen sehr gesucht. Beim „Grünen Jäger“ am Hundsturm klagte er der Schmer, er wolle Volksfänger werden, wisse aber nicht, an wen er sich wenden solle. Die Schmer empfahl ihn dem Kampf.

Die Geschichte des Engagements Guschelbauers wird in folgender Weise überliefert.

Der Neuling meldet sich an einem Sonntag in der Sängergarderobe des Brauhauses von Ottakring.

Guschelbauer: Habe die Ehre, Herr Kampf! Vitt schön, i möcht' gern Volksfänger wer'n.

Kampf: So! Na da kann ja i nix dafür!

Guschelbauer (schnell gefaßt): Ja i gib Ihna a gar la Schuld an dem Unglück, aber i mein' nur, ob S' mi brauch'n können. Laß'n S' mi halt Prob' singen.

Kampf: Ja so! No warum sag'n S' dös net glei? Na ja, kummen S' halt zu mir in mei' Wohnung, daß i Ihna hör'; aber morg'n net, da hat mei' Weib den „Waschtag“, und da bin i meistens den ganz'n Tag net z'haus.

Guschelbauer: No wiss'n S', Herr Kampf, i meinert, wenn i vielleicht heut' glei was singen dürft?

Kampf: Heut? Ja san S' verrückt? Bei die viel'n Leut'! Kumben S' mir i d'stens a rechte Blamage machen.

Guschelbauer: Fürcht'n S' Ihna net, es wird net so gefährlich wer'n; g'haut wir i do net wer'n!

Kampf: No, um das allani wär' mir net, aber wiss'n S', i hab' a Angst, daß eppa i a nachher meine Schläg' krieg'.

Guschelbauer beschwichtigte die Bedenken Kampfs, bis dieser einwilligte und selbst annücherte: „Es folgen folgende Lieder, gesungen von Herrn Guschelbauer als Gast.“

Guschelbauer sang vier Lieder: „Tief unter dem Erzeugungspreis“, „Alte und neue Zeit“, „S' habert“ und „Meine Seligkeit ist Literatur“. Guschelbauer hatte allgemeinen Erfolg.

Als er in die Garderobe zurückkehrte, sagte Kampf zu ihm: „Heut' wer'n S' a so nirgends anders mehr hingeh'n Prob' singen. Sehen S' Ihna ausi und trinlen S' auf den Schroden a paar Krügl' Bier; i wir 's schon zahlen. Nach'n G'schäft red' ma mit'einand.“

Nach der Produktion sagte Kampf zu Guschelbauer:

S' gib Ihna 60 Gulden per Monat; wann 's Ihna recht

is, so können S' glei morg'n ins Geschäft kumma.“

Fast ein Jahr blieb Guschelbauer in der Gesellschaft Kampf.

Nun begann das übliche Wandern von Gesellschaft zu Gesellschaft. Aber weder bei der „Ulle“ noch bei den „Schwarzblätteln“ konnte sich Guschelbauer besondere Popularität erwerben.

Erst als er den „alten Drahrer“ seinem Repertoire einverleiben durfte, trat er in die vorderste Reihe des Wiener Volksfängertums.

Ernst Pohlhammer, Sekretär des Strampfer-Theaters unter den Tuchlauben, schrieb für Guschelbauer im Jahre 1879 eine Solofzene: „Der Werklmann“ und als Schlußgefang fügte er die Strophen vom „alten Drahrer“ an. Die zweifache Bedeutung des Wortes im Dialekt — der Werklmann dreht die Kurbel seines Leierkastens, der Lebermann dreht die Nacht um und macht sie zum Tage — sollte besonders wirken. Aber die Prosa wirkte gar nicht und Guschelbauer verstand sich dazu, sie einfach wegzulassen und sich auf die Schlußstrophen zu beschränken, die derart e-



Alt- und Neu-Wien.

(Mit zwei photographischen Aufnahmen.)

Die alten Wiener sind immer enttäuscht, wenn wieder ein Stück des ihnen lieb gewordenen Bildes von Alt-Wien dem Drängen der Neuzeit zum Opfer fällt und verschwindet. Doch freut es auch sie, wenn das Verschwindende nicht Bauten sind, welche den Charakter und die Entwicklung der Stadt seit Jahrhunderten bezeugen. So ist es bei der in unseren zwei Bildern gezeigten Umwandlung der alten Weißgärber-Lände zu ihrer jetzigen Gestalt. Die Strecke am rechten Ufer des Donaukanals, von der Stadtbahnbrücke bis zur Sofienbrücke, so nahe dem Zentrum der Stadt, blieb bis in die letzte Zeit, mit Ausnahme von einigen Häusern am Anfange und Ende, unverändert. Es waren große Lagerplätze, hauptsächlich für Holz (Holzgastätten), da dieses hier von den Schiffen direkt zum Lagerplatz gebracht werden konnte.

Anschließend an die Regulierung des Donaukanals wurden nun in den letzten Jahren von der Stadt am Ufer Parkanlagen errichtet und eine mit Bäumen bepflanzte Straße gebaut, wodurch die Bautätigkeit sich erst entwickeln konnte. Heute sind nur noch die letzten Reste der alten Weißgärber-Lände, welche wir in unserem Bilde links bringen, zwischen der Unteren Weißgärberstraße und den Häusern der neuen Weiß-

selbständiges Lied wurden: „Weil i a alter Drahrer, aber so a Ausdrahrer bin!“

Das sang Guschelbauer aber auch unvergleichlich. Schnunzelnd, mit einem gewissen leichtsinnigen Herausfordernden Lächeln und einem verschmitzten Spitzbubenblick begann er in tiefem Bariton, um mit der Stimme immer höher und höher zu steigen. Endlich griffen die Hände nach dem Hut, der nach links auf dem Kopfe saß, und rissen ihn herab, streckten ihn in die Höhe, als suchten sie den Schmalreißer zur Verlängerung, um in die Seligkeit greifen zu können, und jauchzend klang's hell und freudvoll: „Weil i der alte Drahrer bin“. So hat ihn der Wiener Genremaler Kupfer dargestellt und das Bild hängt in einem vornehmen Wiener Kaffeehaus.

In den letzten Jahren hat Guschelbauer freilich ein wenig beachtetes Schattendasein geführt. Vorüber die Zeit, wo er mit seinem Leiblief, zu dem Johann Siohy die Musik geschrieben hat, weite Gastspielreisen unternommen hat und der Wiener Lustigkeit in Gegenden zum Sieg verhalf, wo man den Wiener Dialekt nicht nachsprechen, kaum verstehen konnte.

Die Berufsfreude hat er sich freilich trotz aller Widrigkeiten bis zum Lebensende bewahrt und ebenso das runde, behäbige, an Scholz gemahnende Wiener Komitiergeficht und die Meisterschaft, den Kontakt mit den Zuhörern zu erobern und zu bewahren.

Ein ehrenvolles Andenken ist dem braven Mann, dem Tausende und Abertausende Stunden des harmlosen, lebenswürdigen, unaufdringlichen Vergnügens danken, gesichert.

Das Leichenbegängnis fand am Freitag, den 9. d. M., um 3 Uhr nachmittags vom Hause Favoriten, Nureichgasse Nr. 33, aus statt. Nach einem gefaßten Stadtratsbeschlusse wurde der populäre Volksfänger auf Kosten der Gemeinde Wien beerdigt.

V. 61.



1888



Ansicht im Jahre 1880



Ansicht im Jahre 1890.

V/62



Faßzieherhaus am Neubau im Jahre 1888



Das Haus zur Flucht nach Aegypten Piratengasse 56. Dem 1912.



Verschwindendes Alt-Wien.

(Mit einer photographischen Aufnahme auf Seite 6.)

Das „Haserhaus“, das Haus „Zur Flucht nach Aegypten“ und das „Zum Walfisch“, ein Stück Alt-Wien, wird wieder verschwinden und die Stätten, in denen unsere Vorfahren ein sorgenfreies und zufriedenes Dasein führten, sollen Neubauten Platz machen. Es sind dies wohl die ältesten Bauten der Josefstadt, sie tragen die Orientierungsnummern 54, 56 und 58 in der Plaristengasse und sind Eigentum des Legationsrates Heinrich Ritter von Löwenburg. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dürften sie erbaut worden sein. Ein 200jähriger Efeustamm, den der erste Besitzer pflanzte und der mit seinen immergrünen Zweigen die weiten Höfe umschlang, war eine Sehenswürdigkeit.

Für ein in der Sezession seinerzeit ausgestellt und preisgekröntes Bild diente der Hof des Hauses Nr. 56, das wir im Bilde zeigen, als Leitmotiv. Es stellte denselben in seiner ganzen Farbenpracht in seinem Verfall dar. Unter dem dichten Geranke wilden Weines und Efeus und anderer Schlinggewächse verschwanden geradezu die eisernen Gittertüren vor den Wohnungen, der offene Holzgang, ja selbst die Fenster, während sich im Hintergrunde der alte Garten abhebt. Auch von der Straße aus gesehen, bietet das einstöckige Haus mit seinem weiten Tore, hohem Schindeldache und seinen Dachlücken ein Bild anheimelnder Schönheit. Das Haus heißt „Zur Flucht nach Aegypten“ und war, wie allgemein bekannt, seit vielen Jahren der Wohnort der Gehilfen des im 8. Bezirke wohlbekannten Rauchfanglehrermeisters Anton Hilgert.

V/63



Das Malefizspitz Rubenhaus in der Liliengasse demoliert 1912



Ein Blick in die Dorothergasse, deren linke Häuserreihe demoliert wird
1912.



Das 37. Infanterieregiment vor dem letzten Ausmarsch aus dem Kapuzinnenhof
der zur Demolierung bestimmten Kaserne deren Grundstein von der Kaiserin
Maria Theresia gelegt wurde. Demolierung 1912



Hof der Alser Kaserne 1912

Von der Alferkaserne.

Nun wird auch die größte Kaserne des alten Wien und diejenige, die gewiß die „populärste“ und jetzt auch die älteste war, bald verschwinden, die „Alferkaserne“. Die älteste Kaserne in Wien war die ehemalige „Reiterkaserne“ in der Leopoldstadt, die der „Verpflegungsbücherei“ weichen mußte; sie stammte aus dem Jahre 1721. Dann wurde die „Getreidemarktkaserne“ erbaut, die im Jahre 1732 vollendet wurde. Die dritte Kaserne war die „Salzgriestkaserne“, die im Jahre 1748 bezogen wurde. Die vierte und größte, die „Alferkaserne“, welche also jetzt die älteste Wiener Kaserne war, stammt aus den Jahren 1751 bis 1753. Auf dem Grunde der „Alferkaserne“ stand früher das Gebäude der „Landschaftsakademie“, eine von den niederösterreichischen Landständen erhaltene Unterrichtsanstalt für gelehrte und „ritterliche“ Ausbildung junger Adelskinder. Ein zeitgenössischer Chronist führt als Unterrichtsgegenstände sehr charakteristisch an: „Reiten, Köpfs- und Ringelrennen, Fahnenschwingen, Piquenspielen, Voltigieren, Danksagen sowie auch die Mathematica, Geometria, Architectura, Civilis & Militaris, Attaquieren und Defendieren der Plätze, Geographia, auch die Welt- und Himmelskugel zu erkennen, historia universalis, particularis & politica, Jus, wie auch die hispanisch, italienisch und französische Sprache“. Der Lehrkörper bestand aus einem adeligen Direktor, dem Oberbereiter und dem Unterbereiter, nach diesen rangierten erst die Professoren der philosophischen und juristischen Fächer, und zuletzt jene der andern Gegenstände. Jeder Zögling hatte seinen eigenen Hofmeister, der jährlich einen Gehalt von 200 Gulden erhielt, und einen eigenen Diener, der 100 Gulden Jahreslohn bekam. Die Verpflegung eines Zöglings kostete jährlich 450 Gulden. Schon diese für das siebzehnte Jahrhundert riesig großen Beträge lassen erkennen, daß nur aus den reichen adeligen Häusern Zöglinge aufgenommen werden konnten. Im Jahre 1709 wurden wohl neun Stiftpfätze geschaffen, aber die Akademie war noch immer viel zu klein und erkauft, um für den Adel und den Offiziersstand ausgiebiges zu leisten. Bei Hof faßte man 1748 den Plan der Gründung von größeren Ritterakademien; es wurde die Theresianische Akademie, das heutige „Theresianum“, und die „Sabotische Akademie“ ins Leben gerufen, und im Jahre 1751 wurden die Gebäude und Grundstücke der ehemaligen „Landschaftsakademie“ an den Hof für den Bau einer Kaserne verkauft. Als Ersatz schufen die Landstände in der neuen Sabotischen Akademie 12 Stiftpfätze.

Die Kaserne wurde, wie G e u s a u schreibt, gebaut, „um die vielen in Wien erforderlichen Wagen bestreiten und daher mehr regulierte Mannschaft einquartieren zu können.“ Anfang Juni 1751 wurde die Demolierung der alten Akademie vollendet, und am 19. Oktober desselben Jahres in Gegenwart der Kaiserin Maria Theresia, des Kaisers Franz und des Kronprinzen Josef der Grundstein für die Kaserne gelegt. Am 18. Juli 1753 wurde die Kaserne von einem Bataillon und zwei Grenadierkompanien des Baron Rheilschen Infanterieregiments bezogen. Fast gleichzeitig mit der Grundsteinlegung, anno 1751, ist auch das „Lotto di Genova“, die „Zahlenlotterie“, in Oesterreich eingeführt worden. Sie überdauert die gleich alte Alferkaserne, wie man sieht, und auch eine andre Institution hat sich bei uns erhalten, die zeitlich mit der Vollenbung der Kaserne zusammenfiel: das Zerfören alter Kunstwerke. Es heißt bei einem Chronisten wörtlich: „Im selben Monath ist der ohnweit der alten Burg befindliche alte Thurm abgebrochen worden und das bei befindliche Monument, ein Hirsch von Jäger und Hund verfolgt, vertilget worden.“ Nun wird auch die Alferkaserne, die damals als modernster Pracht- und Nutzbau galt, „vertilget“.

Wie sich die Alferkaserne nach ihrer Vollenbung repräsentierte, sieht man auf dem schon ziemlich selten gewordenen, schon wegen seiner zahlreichen militärischen Staffage interessanten Kupferstich von J. Ziegler aus dem Jahre 1782. Damals war der stattliche Bau weder durch das vom Provinzial-Baubirektoradjunkten Fischer erbaute „Kriminal“, das „graue Haus“, noch durch die Bauten in der Universitätsstraße verdeckt und geschlagen. Die statlichen Fronten wirkten weithin über das Glacis und ließen erkennen, daß sie mächtige Höfe umschlossen. Die Kaserne enthält sieben Höfe, hat drei Stadwerke, und

zwischen der Inneren Stadt und dem achten Bezirk, fällt mit der Alferkaserne gegenüber dem Landesgerichte dem Krampen der Demolierer anheim. Die moderne Zeit ist lustern nach den großen und günstig gelegenen Plätzen der alten Wiener Kasernen, welche den Raum ganzer Stadtviertel bedecken und so folgt den anderen Gebäuden dieser

Art auch das alte Gebäude aus Theresianischer Zeit, aus welchem so viele Regimenter der Fahne Oesterreichs nachgezogen sind in Sieg und Tod und die im Frieden widerhallte von Kommandorufen, dem lustigen Sang frohlicher Männlichkeit und abendlichen Liedern von Liebe, Mut und Heimweh. An die Stelle der Alferkaserne wird nun ein Bankgebäude kommen.

Am 19. Oktober 1751 wohnte Kaiserin Maria Theresia mit ihrem Gemahl der Grundsteinlegung der riesigen Kaserne bei, die nicht weniger als sechs Höfe besitzt, den Kapellen, Marketen, Schießstätten, Arrestanten-, Obersten- und Bandhof. Am 18. April 1753 wurde als erstes Regiment Rheulinfanterie aus Graz in die Kaserne transferiert, heute Befehlsinfanterie genannt. Die Kaserne bot bequemen Raum für sechs Bataillone und im Laufe der Jahre wohnten unzählige Regimenter darin, befand sich hier bis vor kurzem auch das Garnisonsgericht. Zur Zeit der Franzosenkriege wohnte Zar Alexander I. in der Kaserne einer Fahnenweihe bei. Die letzten zwei Regimenter, die in der Kaserne lagen und nun feierlich abmarschierten, waren die Infanterieregimenter Nr. 37 und 67, von denen das erstere den Neubau in der Thongasse in Favoriten bezog, das zweite nach der Wintgassestraße in der Brigittenau übersiedelte.



Die Demolierung der Alferkaserne.

(Mit einer photographischen Aufnahme.)

Wie verlautet, wird schon in den nächsten Tagen mit der Demolierung der Alferkaserne in der Alferstraße im 9. Bezirk begonnen werden. Die Alferkaserne ist im Jahre 1753 ihrer Bestimmung übergeben worden. Am 19. Oktober 1710 hatte in Gegenwart des Kaisers Franz I. und der Kaiserin Maria Theresia die feierliche Grundsteinlegung stattgefunden und am 18. April 1753 wurde die neue Kaserne von einem Bataillon und zwei Grenadierkompanien des Baron Rheilschen Infanterieregiments bezogen. Die Alferkaserne, die drei Stadwerke hoch ist, umfaßt einen großen und sechs kleinere Höfe, die Raum für mehr als 6000 Mann boten. In der nunmehr der Demolierung verfallenen Kaserne waren hauptsächlich Infanterieregimenter, darunter unsere waderen Deutschmeister bequartiert. Nach nunmehr zweihundertsechzigjährigem Bestande der Alferkaserne wird sich bald an ihrer Stelle ein Bankpalais erheben.

bedeckt eine Grundfläche von 26,636 Quadratmetern. Sie konnte 6000 Mann beherbergen.

Sehr häufig war das Wiener Hausregiment, das „Deutschmeisterregiment“, in der Alferkaserne untergebracht, und auch das Ergänzungsbezirkskommando hatte da seinen Sitz. Auch das Garnisonsgericht amtierte in der Alferkaserne, und so heiter manche Geschichte war, die aus dem Treiben der „Wiener Edelknaben“ in die befreundeten Kreise drang, so düster waren nicht selten die Vorgänge im Garnisonsgericht. Wurden doch im dritten Hofe der Alferkaserne auch die Hinrichtungen der zum Tod verurteilten Soldaten vollzogen und der „Galgenhof“ war für jedermann immer ein unbehaglicher Aufenthaltsort.

Nun verschwinden die alten Kasernenstrasse; die Kantine, deren Düste den Vorüberreisenden zumeist nicht gerade angenehm waren, die Lokale, in denen beim Ergänzungsbezirkskommando einst die lustigsten Superarbitrierungsszenen sich abspielten, die Räume, in denen das Garnisonsgericht amtierte, der „Galgenhof“ und die „Mannschaftsdekubitationen“, in denen so viele Wiener Kinder ihre „schönsten Jahre“ zugebracht haben.

Vor fast vierzig Jahren sang MartineLLi im Theater an der Wien in einer längst verschollenen Bergschönen Posse als „fester Deutschmeister“ ein Lied mit dem Refrain „Bin der härteste Bua von der Alferkaserne!“. Damals war die „Alferkaserne“ noch ein Begriff, nun ist sie eine — Erinnerung geworden.

V/65



Die Hainburgerstrasse wie sie oberhalb des Thomasplatz 1912 aussah.



Ein altes Haus das 1912 noch auf dem Thomasplatz stand.
hinten die Neubauten.



Die Hainburgerstrasse wie sie unterhalb des Thomasplatz bis
zur Warregasse 1912 aussah.

V/66



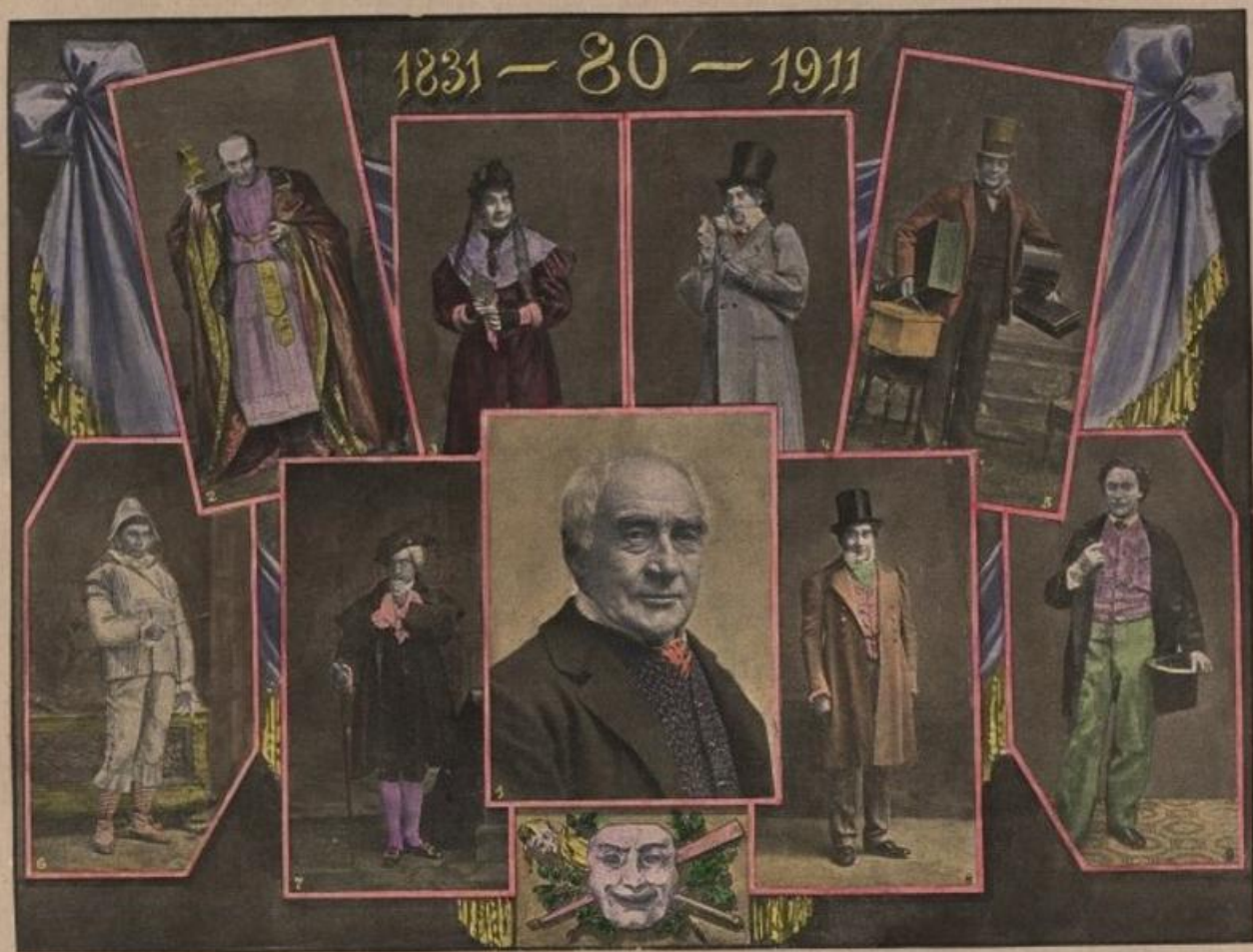
Das Todengräberhaus am Schmelzerfriedhof 1912



Ankunft des Maj. Kaisers Franz Josef I vor der Hofoper 1902.



Augustinerstrasse nach dem Josefsplatz zu gesehen 1910.



Basel Jubiläum: Der Künstler in den bekanntesten Rollen. 1. Der Tubilar. 2. Menelaus (Schöne Helene) 3. Barberley (Charles Fante. 4. Lazarilleri (Schafhauser) 5. Guschl (Robinson Crusoe) 6. Pompeio (Donna Juana) 7. Bourbonais. 8. Künstler Blut 9. Stengel (Leichte Person)

V/68



Lohkowitz-Platz mit dem Bürgerspitale im Jahre 1750



Schloss Stolze vom Krappenwald aus gesehen 1900



Das Schrammehaus auf dem Floren Markt 1905.
Anfangs der 50ziger Jahre umgebaut



Das Haus Hohen Markt Nr. 5, das die Ecke zu den Tuchlauben bildet, soll demnächst umgebaut werden. Das Haus, das anfangs der Fünfziger-Jahre seine heutige Gestalt erhielt, wird von alten Wienern noch heute das Schrannehaus, genannt, denn auf seinem Platze stand im 15. und 16. Jahrhundert die sogenannte Schranne, das Stadtgerichtshaus, in dem die Kriminalverbrecher abgeurteilt wurden. Auf dem Söller, der noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sich an dem Hause befand, hielt in alten Zeiten der Stadtrichter mit 12 Räten öffentlich über die Verbrecher Gericht. Die Urteile wurden meist sofort auf dem Hohen Markt bei der

dort befindlichen Gerichtskammer vollzogen. Auch der Pranger mit dem Auslaststübel war in der Nähe. Hier wurden auch die Prügelftrafen und die Brandmarkungen vollzogen. In Scharen strömte das Volk hin, um die ausgelegten Verbrecher zu sehen. Hand eine Exekution statt, wurde am Schrannegebäude die rote Fahne aufgesteckt. Der Stadtrichter und seine Beisitzer nahen sich in schwarzer Tracht unter Vorantragung eines entblößten Schwertes und nahmen auf dem Söller Platz. Der Delinquent wurde unter Vorantragung des Kreuzfahnes mit gebundenen Händen in schwarzem Büßerkleide auf das Gerüst geführt und dem „Richter“ (Scharfrichter) übergeben,

nachdem ihm die Augen verbunden worden waren. Anno 1501 wurde vor dem Hause ein Scharfrichter vom Volke erschlagen, weil seine ersten Streiche fehlgingen. Unter Karl VI. und Maria Theresia wurden die Exekutionen mehr der Öffentlichkeit entzogen. Erst Kaiser Leopold II. stellte das Brandmalen und den Pranger für immer ab. Im 17. Jahrhundert wurde das Schrannehaus wiederholt vergrößert und umgebaut. 1839, als das Kriminalgericht ins graue Haus in der Alserstraße verlegt wurde, verlor es seine Bestimmung und diente seither zur Unterbringung der Finanzämter die nunmehr in den Adnen des Postspartassenaumes übersiedeln.



1. Josef Matras 1862 als er am Carltheater engagiert wurde. 2. Josef Matras (a) und C. Freumann 1864. Die Besterreichler in Schleswig Holstein. 3. Fawel a. als Gard'efeu und Matras b. als Robinet 1867 in „Pariserleben“. 4. Matras als Prinz Casimir in „Prinzessin von Trapezunt“ 1871. 5. Matras a. als Sigismund, Fürst von Trocadero und ~~Knack~~ Knaack b. als Cyprian, Herzog von Ricarac in „Prinz Methusalem“ 1877. 6. Matras als Schuhmacher Weigl in „Mein Leopold“ 1874. 7. Jos. Matras 1876 am Carltheater von 1862 - 1879.

Zum 25. Todestage des Komikers Josef Matras.

(Gestorben am 30. September 1887.)

Von Hofrat Const. Danhelovsky.

Von dem vollständigen Komikertriozeit Auaad-Matras-Blasel, das in musterhafter Eintracht auf der Bühne des Carl-Theaters von 1869 bis 1879 sein heiteres Spiel trieb, ist heute nur mehr der hochbetagte Blasel am Leben und in seltener Spielfreudigkeit noch an demselben Institute tätig. Auaad, dessen nordisch-burlesker Uebermut in Ton, Miene und Gebärde sich scharf von der wienerischen Gemüthlichkeit Matras' und vom behaglichen Thaddäus Blasel abhob, ist am 29. Oktober 1894 aus dem Leben geschieden, während seit dem Tode Matras' (30. September 1887) schon 25 Jahre dahingegangen sind. Wie auf einem von drei verschiedenen Instrumenten ausgehenden, wohlklingenden Dreiklang aufgebaut, erschien das Zusammenspiel der drei lustigen Kumpare; drei wesensungleiche Typen schufen hier eine zwar aus zentripetalen Anläufen entstandene, doch zu einheitlicher Wirkung gelangende Komik, deren künstlerische Kraft in der dreieinigen, unübertrefflich schillernden Frohlaunigkeit ihrer Urheber wurzelte. Was Wunder, daß eine derartige, als Tripelallianz auf den Plan tretende Komik jede Schlacht gewann! Ein Carl-Theaterabend, an dem das Zusammenwirken der drei Komiker verheißt war, erweckte daher schon im voraus die fröhlichsten Erwartungen, die niemals getäuscht wurden.

Wie tragisch mutet uns nach alledem das Schicksal des armen Matras an, dessen heitere Lebenswege schließlich in ein Irrenhaus mündeten; dieser Paladin der Heiterkeit mußte als erster aus dem Trifolium scheiden und dem seltenen Schauspiel, daß drei Komiker nebeneinander ihrem Humor die Flügel schießen lassen konnten, ein vorzeitiges Ende bereiten. Schade darum, denn seither ist das Prinzip: tres faciunt collegium — wenigstens unter unseren Komikern — nicht wieder lebendig geworden.

Doch kehren wir zu Matras zurück. Als Sohn eines Schneidermeisters am 2. März 1832 geboren — Vater Matras durfte 1848 zu seinem Stolz die Uniformen für die Wiener Bürgergarde liefern — kam Matras jun., schon als Knabe mit Munterkeit und Witz ausgestattet, in die Plaristen-Volkschule und darauf als Kellnerjunge zu Herrn Novak, dem Bruder seiner Mutter, unter dessen Leitung der Gasthof „zum weißen

Roß" stand. Mit Widerwillen zwar, doch voll guten Humors leistete Matras als jugendlicher „Pikolo" seinen Fronddienst, erwies sich dabei trotz seiner Knippsigkeit als gewandter Bier- und Tellerträger und flinker Geschloßreiner. In den trostlosen Niederungen dieser Anfangskarriere zog er sich auch die etwas schiefe Körperhaltung zu, die ihm zeitlebens anhaften blieb. Zur Belohnung für seine mühselige Arbeit wurde der muntere kleine Dreikaiserhof vom feinfühligsten „Ober" recht häufig liebevoll bei den Ohren gezogen, mit pädagogischen Schopfbeutelern regaliert und im Interesse seiner weiteren beruflichen Ausbildung mit den mannigfaltigsten Tiernamen aufs freundlichste gekennzeichnet. Doch Pikolo-Matras — hiedurch zwar nur in seiner Liebe zum Kellnerberuf beinträchtigt — büßte seinen Frohsinn noch lange nicht ein; er rückte sogar auf der hierarchischen Leiter zum wirklichen Kellner empor, der durch Einschaltung ulziger Gefänge und Schnaden in den öden Servierdienst allabendlich einen wohlthuenden Extra-Trintgelberregen in eine Tasse zu veranlassen verstand.

Nichtsdestoweniger erschien ihm das widerliche Kellnerdasein mit dem ewigen Teller- und Gläsergeräusch wie das Kettengerassel eines Sklaven. Und gleichsam wie unter dem Banne des Barden-Schlachtliebes in Kleists „Hermannsschlacht": „... endlich brüht des Joches Schwere und abgeschüttelt will es sein!" — verankerte sich in der unbefriedigten Seele unseres Gasthof-Barden ein triebkräftiges Drängen nach anderen Lebenszielen. Er unternahm ohne Urlaub seine erste, aus unklaren Phantasien aufgekeimte künstlerische Spritzfahrt nach Krems, St. Pölten und Klosterneuburg und stellte sich dem P. T. ländlichen Publikum als ein zwar noch in Gährung begriffener, aber zweifellos waschechter Komiker vor, dessen krause Sprech- und Singvorträge mit herzlichem Beifalle quittiert wurden.

Im Jahre 1852 nach Wien zurückgekehrt, sang Matras dem Volksängerveteranen Kwapil einige lustige Strophen vor, und dieser engagierte ihn vom Fleck weg für den Gasthof „zum roten Apfel" am Josefsbader

Glacis, wo das Hauptquartier Kwapils aufgeschlagen war. Doch blieb Matras nicht lange dort. Der als Gegenstück zum holden Schühengel der Kinder satzjam akkreditierte Theaterknecht der Jünglinge und Badsische trieb den jugendlichen Volksbarden zum Theater, das heißt in den endlosen Ozean der „Schmierer", wo er aber kaum über den Choristen oder Episodisten hinausgekommen ist. Von 1852 bis 1855 sehen wir Matras in der ganzen Monarchie umherziehen, ohne daß er den heilumstrittenen Bühnenlorbeer erlangen kann. Um eine Enttäuschung reicher, kehrt der Wanderhistrion in den Schoß der Volksängerei zurück; er vereinigt sich mit Dedmayer und Fürst, seinem späteren treuen Freunde, und verbleibt in der von diesem gegründeten „Singspielhalle" im Prater bis 1862. Zu dieser Zeit wurde Matras vom Direktor und Dekorationsmaler Lehmann für das Carl-Theater engagiert.

Welche Bedeutung Matras am Carl-Theater erlangt hat, was er dort als erste komische Kraft — in seiner ersten Zeit noch mit Karl Treumann, Auaad, Teweke, mit der Gallmayer, später mit Germinie Meyerhoff,

Antonie Link, dann als Bestandteil des bereits anfangs genannten Komikertrios wirkend — geleistet hat, davon weiß die Wiener Theatergeschichte, weiß das ältere Theaterpublikum manch Schönes zu berichten. Leider nahm sein Leben eine traurige Wendung. Gegen Ende der Siebzigerjahre wurde Matras von einer rapid voranschreitenden Gedächtnisschwäche befallen, die auf der Bühne ihm und seinen mitspielenden Kollegen peinliche Szenen verursachte; von diesem Bewußtsein gemartert, verfiel der sonst so heitere Künstler in tiefe Melancholie und gelangte schließlich (1882) in die Irrenanstalt, wo er zumeist von Erinnerungen an seinen einstigen Kellnerberuf beherrscht und zuweilen, durch Nennung des Namens seiner einstigen Kollegin Gallmayer zu einem stillen Lächeln gebracht, als „gutmütiger Narr" sein ganzes weiteres Leben zugebracht hat.

Matras war ein Charakteristiker von staunenswerter Ruhe und Einfachheit, der die Gabe hatte, in den komischen, durch tosende Beifallsausbrüche des Publi-

tums fast unhaltbar gemachten Situationen einen grimmigen Ernst zu bewahren. Und offenbarte er auch keine proteusartige Verwandlungsfähigkeit, so wirkte doch seine stereotype, trockene, aller Wägungen bare Komik bezwingend. Noch sehe ich ihn vor mir, wie er, mit verhüllter Grandezza aus der Kulisse tritt, wie er, in seitlicher Körperhaltung sich gemächlich vorwärts schiebend, pudig ein Bein vor das andere setzt und so in der Bühnendiagonale bis zur Rampe gelangt; die unanfechtliche Erscheinung ließ auf einen Philosophen oder einen gekränkten Tageschreiber schließen; der schieflich geschlossene Mund mit dem scheinbar ewig beleidigten Zug öffnete sich zu kurz zerhackter, monotoner Rede. Schon die Formation dieses Mundes mit dem brollig geschweiften, eigenförmig ins Vorder-treffen gerichteten Unter-liefer und Kinn waren ein gefährlicher Attentats-versuch auf das Zwerchfell des Zuschauers... Da, ein blühtig ausleuchtendes spitzbüßisches Augenge-zwinker, das dem Gesichte des Komikers unver-sehens einen so lieben, fast anmutigen Ausdruck ver-leiht, bewies, daß dieses urgemüthliche, sperrling-haft piepsende, sich in geheuchelter Würde blä-hende Männchen da oben, aus dessen Wesen tausend Kobolde der inneren, ungekünstelten Lustig-keit hervorkickern, ein Erzschalk ist, der zu einem solchen durch Gottes Gnade ganz besonders geschaffen wurde. Dabei wendete der kleine Mann kaum eine Geste an, höchstens daß er in Gesichts-höhe die hinaufge-streckten Finger lustig durcheinanderfallen ließ oder seine rechte Hand in der Brustfalte Einteil hielt. Aus seinem ganzen Gebahren sprudelte unablässig der

Born gewollter, aber auch nicht offen einbekannter Schelmereien, die im höchsten Maße amüßerten.

Die Anzahl der von Matras gespielten heiteren Figuren, von denen unsere Bilder einige vorführen, war natürlich Legion. Hauptsächlich in den Pöffen und Lokals-tücken von Kaiser, Berg, Elmar, Langer und in den Operetten von Suppé, Offenbach, Lecocq, aber auch in Lustspielen, Schwänken und Vaudevilles betätigte er seine komische Kunst. Wohl die glänzendste seiner Rollen war der Schuhmacher Beigel — in L'Arronges „Mein Leopold" — den Matras durch Verschmelzen der komi-schen und tragischen Momente in dieser Charakterfigur zu packender Wirkung brachte; das in diesem Stild ent-haltene unscheinbare Couplet „So einfach und bescheiden" trug Matras wahrlich mit der überlegenen Kunst des großen Meisters vor, dessen Lachen manchmal wie ver-haltene Schluchzen klang. Das war der fleischgewordene Humorbegriff, jener göttliche Humor selbst, der sub specie aeternitatis aus Weinen und Lachen seine Gebilde schafft. Laube bezeichnete den Matraschen Beigel als das Beste, was man dazumal auf der deutschen Bühne sehen konnte.



5/10



Kronleichnahmsprozession im Jahre 1882: Die erste photographische
Momentaufnahme die von derartigen Feierlichkeiten gemacht wurde
Im Zuge schreiteten der Kaiser (1) und weiland Kronprinz Rudolf. (2)

V/71



Sievering im Jahre 1900



Neustift am Walde im Jahre 1890

V/72



Ehemaliges „Bürgerliches Zeughaus 1900



Grünzug im Jahre 1890.



Die Umgebung beim Schotten thal am 1. Juli 1848. vom Maler Gaul
mit dem angelegenen Fadenstrick des polnischen
General Josef Bern



1.



2.



3.

Johann Nestroy berühmte Rollen 1. als Sansquartier
Wenzel Scholz " 2. als Herr von Tatlhuber
Karl Treumann " 3. als Fleckeler

Der polnische General Josef Bem hat in der ungarischen Revolution eine große Rolle gespielt. Er wurde von Kossuth mit dem Oberbefehl in Siebenbürgen betraut und kämpfte in mehreren Schlachten. In dem Treffen bei Temesvar ging er zu hügig vor. Die Revolutionsarmee erlitt dadurch eine Niederlage und Bem mußte aus Ungarn flüchten. Er nahm in Aleppo Aufenthalt und trat zum Islam über. Während der General sein Leben in Sicherheit brachte, machte ihm das Kriegsgericht ein Prozeß. Er wurde zum Tode verurteilt und der Spruch der militärischen Richter wurde auf einer Tafel nächst dem Schottentor plakatiert. Der Maler G a u l hat die Szene im Bilde festgehalten, das die Zeit von Anno 1849 vor Augen führt.



V/74



Erbl'sche Pfingsthaus 1910



Richard Wagnerhaus im Mödling 1911. (Gartenhauschen)

Ein verschwindendes Stück Alt-Wien.

Wiederum fällt ein denkwürdiges Alt-Wiener Gebäude der schonungslos über die geschichtlich weisevollsten Stätten Alt-Wiens hinwegschreitenden Modernisierung unserer Weltstadt zum Opfer.

Diesmal ist es das jedem Wiener wohlbekannte Ertlsche Stiftungshaus, Ecke der Rotenturmstraße „Am Lugeck“, also auf dem ältesten Stadtgrunde Wiens, welches demnächst aus dem Straßenbilde der inneren Stadt verschwinden wird, um einem, hoffentlich nicht allzu befremdlichen architektonischen Neugebilde Raum zu geben. In diesem Teile Alt-Wiens stehen die vereinzelt noch mittelalterlichen und jüngeren Gebäude vielfach direkt auf den Römerquadern der antiken Vindobona. Speziell im Mittelalter hatte sich hier in der Umgebung der nahen Universität das einstige „lateinische Viertel“ Alt-Wiens eingenistet und namentlich in der Bäckerstraße und Schönlaterngasse hausten die „Bursen“ der Studenten, wie sich denn auch in dieser Gegend der Hauptsitz des Alt-Wiener Buchhandels befand. In dem uralten Giebelhäuschen „Zum Lugeck“, welches nach vergilbten Holzschnitten des 16. Jahrhunderts einst die Stelle des jetzt zur Demolierung kommenden Barockbaues einnahm, soll denn auch nach verlässlichen Quellen und Ueberlieferungen einer der größten deutschen „Buchführer“ jener Zeit, Georg Willer in Augsburg, sein bekanntlich sehr reichhaltiges Wiener Verkaufslager besessen haben. Doch blieb noch lange Zeit die Rolportage durch reisende „Briefmaler, Kartenmacher“ usw. die Hauptquelle des Absatzes. Auch in Wien handelten übrigens die Schullehrer bis zu den Gelehrten und Professoren der Universität hinauf mit Büchern und Handschriften.

Wie in Deutschland, wo der „Frankfurter Weihnachtsmarkt“ bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts den blühendsten Mittelpunkt des Buchhandels bildete, entwickelten sich auch in Wien zuerst im Zeitalter Kaiser Karls VI. die ersten stabilen Buchhandlungen. In hervorragender Weise durch den kunstsinnigen Bibliophilen Prinzen Eugen gefördert, errichtete Clemens Bernardi 1709 in dem damals neu aufgeführten Hause am Lugeck eine für die Alt-Wiener Verhältnisse jener Zeit stattliche Buchhandlung, welcher unter seinem Nachfolger Christ. Friedr. Wappler 1760 ein Universitäts-Privilegium verliehen wurde. 1809 kam das Geschäft an Ferd. Beck, dessen Erben dasselbe bis 1862 besaßen. In jenem Jahre ging die Firma auf den gegenwärtigen Inhaber Kommerzialrat Alfred Ritter v. Hölder und dessen Sohn und Sozjus Generalkonsul Oskar Ritter v. Hölder über.

Aber nicht bloß die Weihe einer alten Wiener Bildungsquelle liegt auf dieser interessanten Stätte.

Seine ganz besondere historische Bedeutung hat das verschwindende Gebäude nämlich durch den Umstand, daß in den Lokalitäten seines 1. Stockwerkes seit vollen sieben Dezennien sich der „Juridisch-politische Leseverein“ befand, welcher seit Ende der Dreißigerjahre den Brennpunkt alles geistigen und politischen Widerstandes gegen das unhaltbar gewordene Metternich'sche System bildete. Die intensiven, im Rahmen dieses Vereines konzentrierten sozialen und politischen Reformbestrebungen vereinigten so ziemlich alle geistig hervorragenden Männer, die glänzendsten Namen der Wiener vormärzlichen Epoche. Das imposante aktive Eingreifen des „Juridisch-politischen Lesevereines“ in die denkwürdigen Ereignisse des Revolutionsjahres gehört bekanntlich der Geschichte an. Und so wird es unsern Lesern gewiß nicht unwillkommen sein, ehe die letzten Steine seines Seins in den Schutt sinken, aus berufener Feder eine Würdigung dieser vornehmen Alt-Wiener Geistesrunde zu vernehmen, welche für die Geschichte unseres Vaterlandes von kaum geringerer Bedeutung gewesen ist, als die der französischen Enzyklopädisten für das Aufklärungszeitalter! S. Sch.



Das Richard Wagner-Haus in Mödling.

Von Professor Hermann Hoffmann.

(Siehe zwei Abbildungen.)

Mödling, die Stadt an der herrlichen Brühl, deren Burg einst den Minnesänger Balthar von der Vogelweide beherbergte und die in späterer Zeit Beethoven, Ferdinand Raimund und Hugo Wolf bei sich als Gäste sah, kann sich auch rühmen, dem großen Dichterkomponisten Richard Wagner als Gast des Opernsängers Ander einen zeitweiligen Aufenthalt geboten zu haben.

In einem Brief an seine literarische Freundin Mathilde Wesendonk schreibt der Meister: „Am nächsten Morgen (3. September 1861) begab ich mich auf die Rückreise bis Mödling, wo ich früh um 8 Uhr bei herrlichem Wetter ausstieg. Es war mir noch zu früh, um Ander aufzusuchen. Ich fuhr in das reizende Tal der Brühl; dort steht ein Vergnügungsort, um diese Tageszeit ganz einsam. Hinter das Haus, in den Garten, mit dem Blick auf herrliche Auen und Bergwälder, prachtvoll von der frühen Sonne beleuchtet — dorthin setzte ich mich und erlebte still und einsam — die erste schöne Stunde, von der ich erzählen wollte. Ich schied von dort tief beruhigt, versöhnt und beglückt.“

Wie die beigegebenen, vom Obmanne des Mödlinger Gesangsvereines „Liederfranz“, Herrn R. Weingartshofer, gemachten Aufnahmen bezeugen, hatte auch Wagners Gastgeber Ander den warmen Blick für Naturschönheit und Gartenfrieden. Denn es war in dem Hause Pfarrgasse 6, das ich als Richard Wagner-Haus aufzusuchen so glücklich war, schon der Zugang zu seiner einstigen

Sommerwohnung, den vom wilden Wein umrankten Hof entlang, stimmungsvoll, so konnte man von der rückwärtigen Terrasse die bewaldeten herrlichen Gänge des Frauen- und Richtenstein erschauen. Hinter der Terrasse, an deren Stelle sich damals allerdings ein hölzerner Balkon mit einer Freitreppe befand, liegt das Gartenzimmer, wo damals die Proben zum „Tristan“ abgehalten wurden und Richard Wagner wiederholt seine Nachtruhe gefunden hat. In manchem der anstoßenden Zimmer stehen noch dieselben Einrichtungstücke, die zu jener denkwürdigen Zeit benutzt wurden. Ueberhaupt hegt der Besitzer dieses Familienhauses, Herr August Schaad, alle Erinnerungen an die Zeit der „Tristan“-Proben mit anerkennenswerter Pietät. Als elfjähriger Schulfürer, der er damals war, konnte er Augenzeuge des Freudentanzes sein, den Richard Wagner, auf einem niedrigen Gartentische ausführende, als Ander das schwierige Studium der „Tristan“-Rolle endgültig zusagte.

Auch das Gartenhaus, das leider in Bälde der Erweiterung der Bergstraße zum Opfer fallen muß, kann volles Interesse beanspruchen. Denn auch hier hat der große Komponist wiederholt gewohnt und ein an der Innenseite der Gartenhaustür geschriebenes Gedicht wird sogar ihm selbst zugeschrieben. Aber selbst wenn das Gartenhaus verschwindet, bleibt das Haus Nr. 6 der Pfarrgasse in Mödling noch reich genug an Denkwürdigkeiten und wert, mit einer Gedenktafel versehen zu werden, die an den zeitweiligen Aufenthalt des unsterblichen Dichters für alle kommenden Zeiten gemahnt.

V/75



Josefine Gallmayer im Bilde mit dem Kreuze.



Josef Rainz und Alex. Girardi als Doppelgänger



belustigte machte er
beide Schauspieler

Engagement des jungen Komikers, der im Alter von 19 Jahren die ersten Theaterstühle gerissen hat. Und nach dem Verzeihsnisse der Stüde ist zu lesen: „Zu dieser meiner Beneficevorstellung lade ich ganz ergebenst ein und bitte um recht zahlreichen Besuch. Hochachtungsvoll A. Giarbi, Gesangs-komiker.“ Aus dem kleinen Giarbi ist später Alexander der Große geworden.

V/26



Josef Matras in der
Vorlesung bei der
Hausmeisterin.

Johann Nestrov
geb. 50. Indersburg 31. Mai 1910
(31. Mai 1862)

Therese Krone
geb. 1. Biedm.



Gallmeyer, H. Bied
aus der Konfliktszeit.

Behmut zieht mir ins Herz hinein, wenn ich von meinem lieben, unversehrten Vater Josef Matras erzählen soll. Und neben der schmerzlichen Empfindung quillt immer innige Freude empor. Denn es bietet sich mir Gelegenheit, den Schleier wegzuziehen von dem Bilde eines Mannes und Künstlers, dem ein erster Platz gebührt in der Theatergeschichte Wiens. In Josef Matras verkörperte sich ein lachendes Stück des Wieneriums, das heute im Schwinden begriffen ist. Vom Volksfänger stieg Matras zum Charakterkomiker, zum Menschendarsteller empor. Den Schuster Beigel in „Mein Leopold“ hat ihm nur Alexander Girardi nachzuspielen vermocht und das sagt nicht wenig. Leider umschwebten meinen Vater häufig, sehr häufig Sorgen — nicht künstlerischer Natur, die den freien Aufschwung seines künstlerischen Naturells hemmten. Das beweist ein Blatt Papier, das ich der Öffentlichkeit hiermit übergebe.

Ein Brief von Josef Matras.

Wien 17/8 870

Hochgeschätzter Freund!

Nur unter der Bedingung, daß Sie mir gewiß nicht böse sind, erlaube ich mir, Ihre mir bereits bewiesene Freundschaft nochmals in Anspruch zu nehmen, und Sie zu bitten, mir bis zum Benefice, welches noch im Laufe dieses Herbstes erfolgt, die Summe von fünf Hundert Gulden vorzuschießen.

Es wiederholt obige Bedingung und Bitte Ihr ergebenster

Jos. Matras,
Praterstraße 55.

Diese Zeilen sind an einen aufrichtigen Freund gerichtet, an einen Wiener Mäcen, der meinem Vater oft beigeprungen ist, wenn ihn Bampyre quälten. Und es gab solcher Bedränger gar viele. Denn mein Vater verstand nicht, mit dem Gelde zu wirtschaften. Er war ein Künstler, der

nicht am Golde hing, der nicht nach Gold drängte — der mit vollen Händen anderen spendete, auch wenn in seinem Hause Schmalhans Rössenmeister war. Pünktlich löste Matras alle Schuldscheine ein, niemand durfte ihm Saumseligkeit nachreden. Und da liegen vor mir noch andere kostbare Erinnerungen an meinen guten, braven Vater: sein Gebetbuch mit dem schlichten, rührenden Eintrag auf dem Respektivblatt.

Matras' Gebetbuch.

In diesem einfachen, schwarzgebundenen Buch hat Josef Matras oft geblättert, denn er war eine gläubige Seele, voll Gottvertrauen, das ihn auch

Meiner lieben Bertha.

Wien 17. 870.

Josef.

nicht verließ, als sich Schatten niedersenkten auf seinen Geist... und das Ende war traurig, tieftraurig... Dämmerung, Nacht in der Fremde anstatt...

Am 31. Oktober 1910 war gerade ein halbes Jahrhundert seit dem Tage verflossen, an dem der weit über Oesterreichs Grenzen bekannt gewesene Komiker und Bühnendichter Johann Nestroy im Carltheater zum letzten Male auftrat. Zwei Jahre später, am 31. Mai 1862, erlag er einem Herzschlage.

Nestroys Leben und Wirken sind so bekannt, dass es vollkommen überflüssig ist, näher darauf einzugehen. Wir wollen uns infolgedessen

auch darauf beschränken, statt ermüdender biographischer Daten eine kleine Auslese von Vorkommnissen aus seinem Leben zu veröffentlichen, welche der Nachwelt ein treffendes Charakterbild des eigenartigen Mannes überliefern.

Nestroy fürchtete in seinen letzten Jahren den Tod so sehr, dass ihn jede Anspielung auf Krankheit und Sterben ausser Fassung brachte. Vor Charles Müller's Gemälde „Der Tod der Girondisten“ haben ihn seine Freunde ohnmächtig zusammenstürzen gesehen. Er wollte das Bild für sich kopieren lassen, um sich an die Schrecknisse des Todes zu gewöhnen.

Eines Abends fand er seine Schminke zu feucht, und er schickte sie dem Fabrikanten zurück. Dieser liess ihm sagen: er möge die Schminke nur gehörig austrocknen lassen, dann würde sie ihm noch im nächsten Jahre vortreffliche Dienste leisten, wenn er noch lebe und Komödie spielen könne.

Nestroy liess erbleichend den Spiegel aus der Hand fallen, blickte den Garderobier starr an und stammelte:

„Seh' ich denn aus wie ein Mann, der das nächste Jahr nicht mehr erleben wird?“

„Lächerlich!“ antwortete der Gefragte, Sie strotzen ja vor Gesundheit! Ein Mann, wie Sie, dem alle Freuden des Lebens zu Gebot stehen, sollte sich keine trübe Minute machen lassen.“

„Freuden — Freuden? Der Schauspieler hat nur eine Freude: die Schadenfreude, wenn einer seiner Kollegen durchfällt.“

„O, Sie denken besser von den Künstlern!“

„Ich denke von jedermann das Schlechteste, selbst von mir, und habe mich noch nie getäuscht.“ —

Noch viel mehr als den Tod fürchtete er den Scheintod.

„Vor zweitausend Jahren liessen die Römer ihre Leichen verbrennen“, schrieb er in seinem Testament. „Vielleicht werden wir nach zweitausend Jahren auch so klug; da ich das aber nicht abwarten kann, verordne ich“, usw.

Trotz dieser Todesahnung und Todesfurcht verliessen ihn Humor, Witz und Sarkasmus nicht.

Als am 26. Oktober 1848 die kaiserlichen Soldaten gegen Bem's Barrikaden in der Jägerzeile anstürmten und das Gewehrfeuer und der Kanonendonner die Häuser in ihren Grundfesten erschütterten, sass Nestroy ruhig und gemächlich in seiner Theatergarderobe und spielte mit seinen Kollegen Karten. Die Kugeln sausten über die Dächer, die Bomben schlugen in die naheliegenden Häuser ein, Nestroy mischte ungestört die Karten und spielte ruhig weiter. Endlich zerschmetterte eine Kartätschenkugel das Fenster der Garderobe und schleuderte Glasscherben und Rahmen mit in das Zimmer. Da erst erhob sich der Komiker und sagte in seiner bekannten lakonischen Weise:

„Kinder, jetzt geh'n wir, sonst könnten uns ein paar Könige in der Hand verbrennen.“

Als Direktor war Nestroy seinen Schauspielern ein wahrer Vater, und wurde von ihnen ebenso geliebt, als sein Vorgänger Carl gefürchtet war. Er liess alle Fünfe gerade sein und sagte zu allem „Ja“; darum witzelten auch seine Schauspieler: „Weil der Direktor nur Ja sagen könne, habe er Regisseur und Sekretär nur zum Neinsagen engagiert.“

Es kostete nur ein bittendes Wort, eine Träne, um seine Kasse zu öffnen; selbst wenn er getäuscht wurde, konnte er dem Bittsteller nicht zürnen.

Eines Tages trat ein Chorist laut schluchzend in sein Zimmer.

„Mein Gott, was hab'n S' denn? fragte Nestroy bestürzt.

„Ach, Herr Direktor, meine Frau — meine gute arme Pepi — ist vor einer Stunde gestorben!“

„Na, na — das ist freilich ein Unglück — aber verzweifeln S' nicht! Gott hat sie zu sich genommen —“

„So ein braves Weib wird wohl nicht wieder geboren — blutige Tränen könnt' ich weinen — es gibt keine zweite Pepi mehr! Und ich bin so arm, dass ich ihr nicht einmal einen Sarg bestellen kann.“

Da hab'n S' zwanzig Gulden derweil, wir werden schon mehr tun, aber seien Sie nur ein Mann und fassen Sie sich!“

Der Chorist dankte mit Tränen der Rührung und verliess laut jammernd das Zimmer, um den Sarg zu bestellen. Den klugen und minder leichtgläubigen Sekretär befremdete dieser plötzliche Todesfall. Eine Stunde später trat er in die Wohnung des Choristen und fand ihn und — seine „verstorbene Pepi“ lustig zechend am gut bestellten Tisch.

Als Nestroy von dieser groben Mystifikation in Kenntnis gesetzt wurde, sagte er gutmütig lächelnd: „Der Spitzbub! Aber 's freut mich doch, dass seine brave Pepi nicht gestorben ist!“ Und der Chorist blieb nach wie vor im Engagement.



V/477



Die Stubenthorbrücke mit dem Wienfluss im Jahre 1890



Der letzte Rest vom alten Nikolsdorf im V. Bz. Demolirt 1912



Der Hof des Hauses „zu den zwei Rösseln“ Nikolsdorferstrasse Nr. 31.
F. Margarethen. Dem. 1912. (alte Nikolsdorf)

Wer möchte glauben, daß diese Gruppe mit Schindeln bedeckter, ebenerdiger Hütten einen Teil oder doch ein Teilchen der Haupt- und Residenzstadt Wien bilden? Und doch ist dem so. Das hier abgebildete Stück Dorf ist der Hof des Hauses „zu den zwei Rösseln“, Nikolsdorferstraße Nr. 31 in Margareten, das demnächst einem Neubau Platz machen wird. Das Haus steht auf dreihundert Jahre zurück und soll zum Besitze der Margarete Maunitzsch gehört haben, von der die Vorstadt Margareten den Namen hat.

Der letzte Rest vom alten Nikolsdorf.

Gar bald wird das letzte und älteste Gebäude von Alt-Nikolsdorf, welches schon über 200 Jahre im 5. Bezirk, Nikolsdorferstraße 31 steht, von seinem Platze verschwinden. Das ebenerdige, mit Schindeln gedeckte Gebäude hat einen großen Hof und heißt „zu

den zwei Rösseln“. Es gehörte einst zu dem Besitze der Gräfin Maunitzsch, deren Eigentum ganz Nikolsdorf war. Vorstehend zeigen wir unseren Lesern das kleine niedere Häuschen mit wackligem, hölzernem Haustor, welches zwischen den modernen Zinshäusern wie verwaist dasteht.





Das Paradiesgärtel im Jahre 1850



Der erste Mai am Tivoli 1848

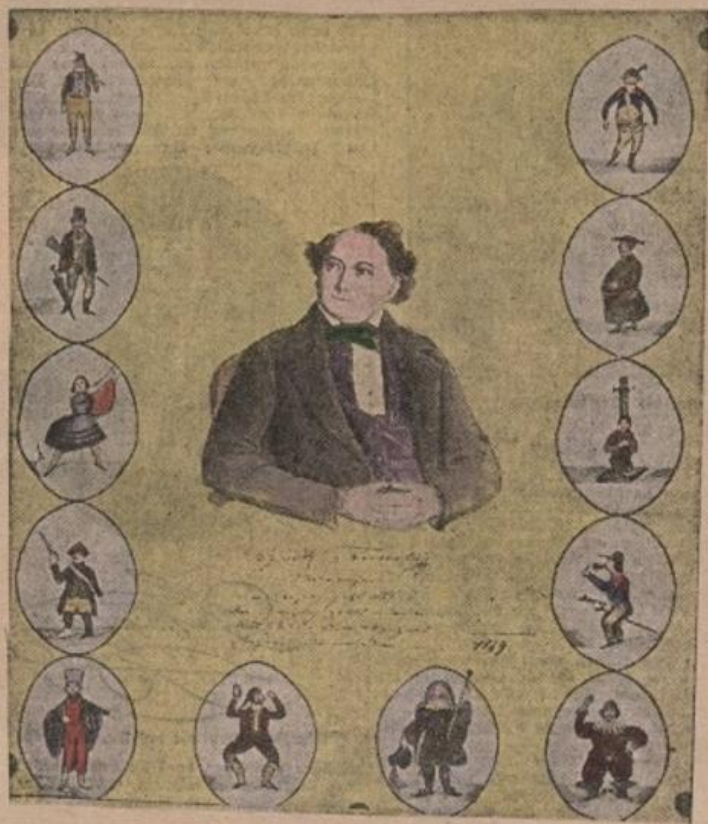


Die Ruchtstätte Robert Blums in der Brigittenau. Die hier abgebildeten 2 grosse Kastanienbäume die Blums Ruchtstätte im Jahre 1848 „Ehrenmonden Andenken“ Kenngezeichneten wurden im Jahre 1912 gefeiert.

v/79



Der Hof des Mariahilfhauses IX Lichtenhals Badgasse 414 dem 1912



Ignaz Tomaselli geb zu Wien 1812 gestorben 28 Dezember 1862
Inthurns-Haus

Eines der ältesten und auch interessantesten Häuser Richtentals, das Haus Badgasse 14, an das sich eine heute schon so ziemlich vergessene Alt-Wiener Sage knüpft, wird schon in den nächsten Tagen fallen. Die Parteien sind bereits gekündigt und müssen bis zum 15. d. ihre Wohnungen räumen. Im Volksmunde heißt das Haus das „Mariahilferhaus“, nach einem gemalten Schild, das sich seinerzeit oberhalb des Tores befand. Das Haus ist einstöckig, hat ein schon sehr morsch gewordenes Schindeldach mit den Resten einer abgedrohtenen Wetterfahne, und sein Tor ist so niedrig, daß man sich bücken muß, um in den Flur zu kommen. Im Hofe steht es aus, wie an einer Wallfahrtsstätte. An der Hofmauer ist ein jedenfalls sehr altes Steinrelief in Medaillenform zu sehen, das die heilige Dreifaltigkeit darstellt, und um das sich an ein halbes Hundert von größeren und kleineren Heiligenbildern gruppiert. Die Sage erzählt nun, daß das „steinerne Dreifaltigkeitsmedaillon“ ursprünglich ein papierenes Heiligenbildchen war, wie es noch heute die Schulkinder als Anerkennung für fleißiges Lernen bekommen. Um stets an die Jugendzeit erinnert zu werden, klebte nun nach der Sage ein altes Mütterchen, das im Hause wohnte, ein

solches papierenes Heiligenbildchen an die Mauer. Es blieb auch dort nach dem Tode der Matrone und wurde mit der Zeit zu einer Art Wallfahrtsstätte der Richtentaler Schulkinder. Kam eines mit seiner Aufgabe nicht recht vom Fleße, so lief es in das „Mariahilferhaus“, berichtete dort ein Gebet, und die Aufgabe gelang so vortrefflich, als hätte sie der Lehrer selbst geschrieben. Das Geheimnis der Richtentaler Schulkinder rebele sich herum und kam auch den Studenten an der Universität zu Gehör. Sie beschloßen, das Bild zu rauben, und einen angehenden Magister traf das Los, das Bild an sich zu bringen. Mit Mäusen am Hut und einem Stab in der Hand kam er als Pilger verkleidet in das Haus und bat, sich ausruhen zu dürfen. Bei Einbruch der Nacht wollte er das Bild stehlen. Daß kaum hatte er die Hand nach ihm ausgestreckt, verwandelte es sich mit der Mauer und wurde zu Stein. So die Sage über das steinerne Dreifaltigkeitsmedaillon des Mariahilferhauses, das schon in den nächsten Tagen mit seinem Wahrzeichen vom Erdboden verschwinden wird.

Wir bringen eine Ansicht des interessanten Hofes des Mariahilferhauses.



Ignaz Tomaselli, geboren zu Wien 1812, gestorben am 28. Dezember 1862, gehörte einer Künstlerfamilie an. Sein Vater war der Sänger und Gesangslehrer Josef Tomaselli; sein Bruder Franz wirkte zur Zeit Maximilians am Leopoldstädter Theater. Er selbst war anfangs Opernsänger, später Komiker, und von 1857 bis zu seinem Tode am Josefstadt Theater engagiert. Das Bild, eine höchst seltene Lithographie von 1849, zeigt ihn, umgeben von zwölf aufgestellten kolorierten Handzeichnungen (Rollenschildern) und mit beigefügten Versen „Weltbühne“:

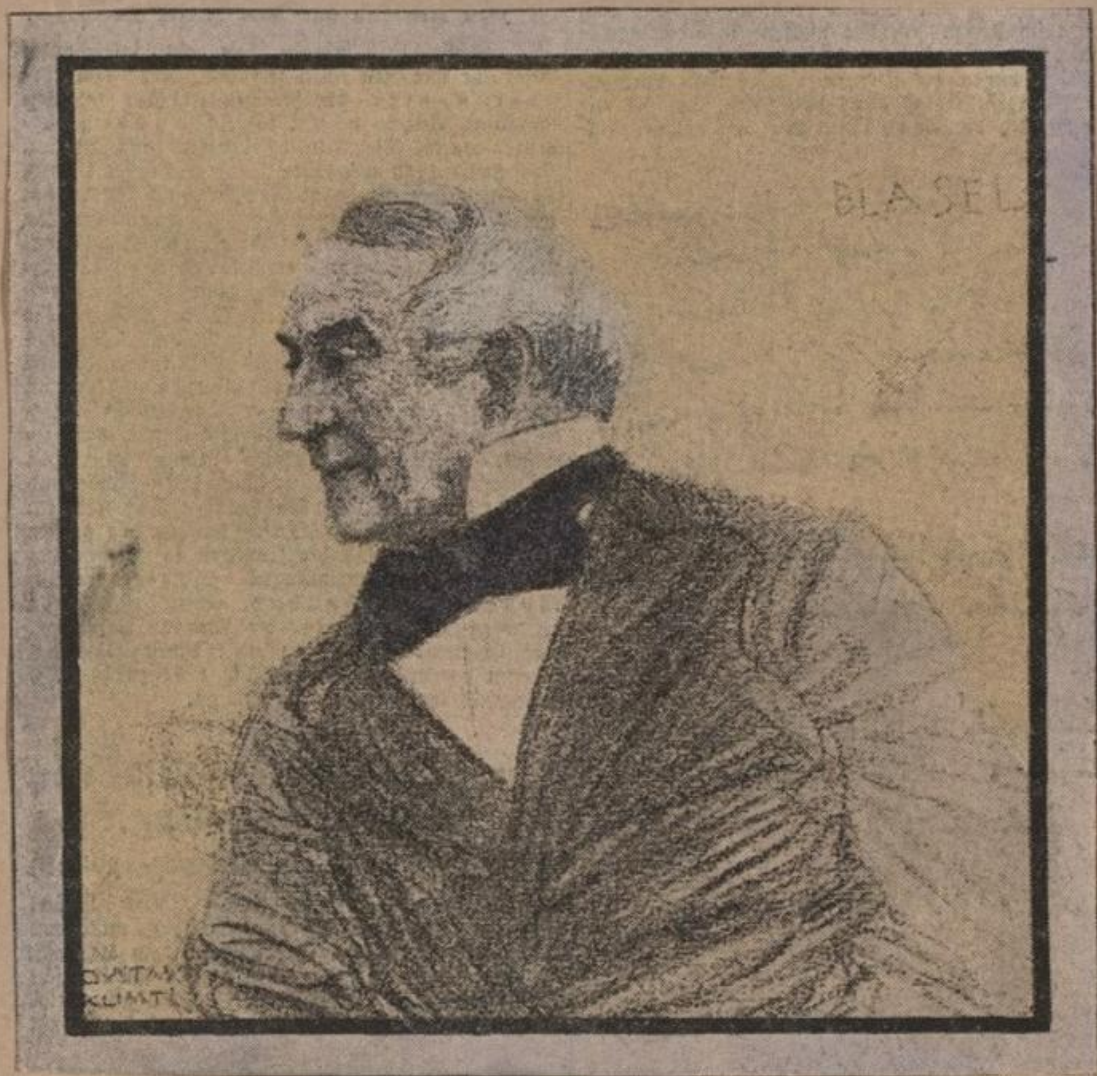
Der Vorhang geht auf,
Der Vorhang rollt nieder,
Und Alle, die abgeh'n,
Rehren nie wieder.“

Das Original befindet sich in Salzburg im Besitze der populären Patrizierfamilie Tomaselli, deren Kaffeehaus der Treffpunkt von Einheimischen und Fremden ist. Ignaz Tomaselli ist mit der Wiener Theatergeschichte noch in anderer Beziehung verknüpft: er war der Pächter der Josefina Gallmeier.

1a

V.

4/80



Karl Blasel nach einer Zeichnung von Gustav Klimt 1911



Ansicht des Stephansdomes im Jahre 1912 während der Demolierung bei der Singerstrasse



Die Elisabethbrücke mit der Karntnerstrasse im Jahre 1890.



Universitätsplatz 1881



Hof in der Stiftsgasse im Jahre 1900



Alleggerstrasse mit Volksschule vor dem Zubau im Jahre 1898



Eröffnung der elektrischen Bahn Praterstrasse - Jubiläumsschiesstätte
im Jahre



Wiener freiwillige Rettungsgesellschaft mit der Radetzkystrasse 1897

V/84



Stadtbahn Haltestelle mit deren Umgebung bei der Eröffnung im Jahre



Burgmusik am Michaelplatz im Jahre 1889.

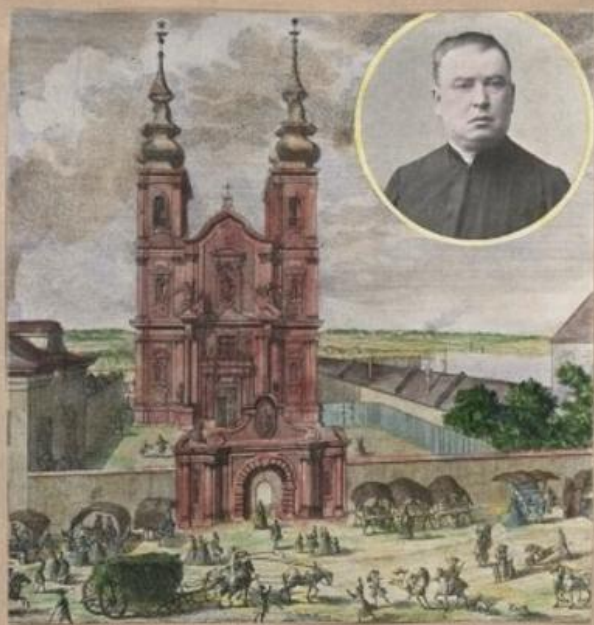


Donnerbrunnen und evangelische Kirche im Jahre 1988.

V/85.



Der Stefans thurm im Jahre 1910 von der Werthebueggasse aus gesehen.



Die Mariahilferkirche gegen Ende des 17. Jahrhunderts mit den gegenwärtigen
tügen Rektor Don Leopold Brühack



Die Mariahilferkirche und Umgebung im Jahr 1910.

V/87



Das Haus Rotenthiurmstrasse 413 und sein Balkon auf welchem im Jahre 1848
dem Volke die Pressfreiheit verkundet wurde. Demolirt 1912



Das alte Markt haus / am Fabor 42 das 1912 demolirt wurde.

Von diesem Hause und seinem Balkon war
jüngst im Gemeinderate die Rede. Gemeinderat
Dr. Schwarz-Hiller verwies darauf, daß von dem
Balkon im Jahre 1848 dem durch die Rotenturm-
straße ziehenden Volke die Gewährung der Preß-
freiheit verkündet wurde. Dr. Schwarz-Hiller sprach
den Wunsch aus, daß der historische Balkon erworben
werde. Bezirksrath Dr. Porzer war der Meinung,
daß der Balkon losgelöst von seiner Umgebung, keine
Birkung machen würde, doch werde für seine Erhaltung
im Hilde gesorgt werden.





Die Florianer-Uhr im Hoftrakt des alten Hauses Flabsburgergasse 40 das seit mehr als 500 Jahre besteht und im November 1912 demolirt ward.



Das Gebäude der K. k. Gesellschaft der Musikfreunde späterhin das sogenannte Stämpfer Theater in welchem seinerzeit die Gallmayer aufgetreten ist vor der Demolierung im Jahre 1880.

Die „Floriani-Uhr“ in der Habsburgergasse.

(Mit einer photographischen Aufnahme.)

Wir zeigen hier im Bilde die sogenannte „Floriani-Uhr“, eine Sonnenuhr, die im Hoftrakt des alten Hauses Habsburgergasse Nr. 10, das seit mehr als 500 Jahren besteht, angebracht ist. „Das Benzeltische Freihaus“, wie das Gebäude aena wird, soll im November demoliert werden und mit ihm wird die „Floriani-Uhr“ für immer verschwinden. Die Uhr hat zum Ziffernblatt ein Gemälde, das den heiligen Florian darstellt, wie er in die hoch aufzüngelnden Flammen eines in Brand geratenen Hauses aus einem Schaff Wasser gießt. Unter der Uhr sieht man die Jahreszahl 1717 als das Datum, an dem sie renoviert wurde und ihr künstlerisches Ziffernblatt er-

hielt. Das Benzeltische Freihaus, ein vier Stock hohes Gebäude mit einem Wappen, wurde 1550 von den Erben des Bürgers Sebastian Bischof an die Rathhäuser zu Aggsbach verkauft, in deren Besitz es bis 1684 blieb. Als nächster Besitzer ist der Freiherr Christof von Abele verzeichnet. Es dürfte, wenn schon nicht das letzte, so doch eines der letzten Häuser der Inneren Stadt mit Mansardenwohnungen sein.



Erinnerungen an die Gallmeyer.

Der bekannte Dresdner Hofchauspieler Gustav Starde veröffentlicht im „Neuen Weg“ Erinnerungen an die einst so gefeierte Künstlerin Josefine Gallmeyer.

Im Jahre 1883 war sie müde und enttäuscht aus Amerika zurückgekehrt. Man hatte sie drüben nicht verstanden; die österreichische Luft, in der allein ihr wundervolles Talent sich entfalten konnte, fehlte; für ihr Improvisationstalent hatte Amerika kein Verständnis; die Stücke, in denen sie dort auftrat, waren schlecht, und sie selbst war wohl nicht in Stimmung, entkräftet und krank. So kam sie nach Wien zurück. Brennender Ehrgeiz ließ sie nach einer Rolle greifen, die ihr nicht lag, nach einer hochdeutschen Rolle; gemeinsam mit Mitterwurzer trat sie auf, aber sie erntete einen herben Mißerfolg. Man zog sich von ihr zurück. Als sie sich dem Direktor Bukowics zu einem Anzengruber-Zyklus anbot, war ein kurzer, beleidigender Brief die Antwort: er könne sie nur in zweiten Rollen beschäftigen. Das gab der ehrgeizigen Frau den Todesstoß. Grollend kehrte sie Wien den Rücken und kam im Dezember nach Graz.

So sah ich sie zuerst nach Jahren wieder. Sie wohnte in dem Hotel Stadt Triest, wo sie im ersten Stock stets dieselben Zimmer innehatte. Ich traf sie dort im Korridor und — erkannte sie nicht!

„Na, bin ich denn so schön geworden, daß du mich nicht mehr kennst?“ herrschte sie mich an. „Komm, schau nur in der Sonn“, wie jung und sauber ich bin!“

Sie zog mich ins Zimmer, und mit einem lauten Aufschrei fiel sie mir in die Arme. Sie weinte, sie schrie, der ganze Körper bebte. Erschüttert suchte ich sie zu beruhigen. Vergebens.

„Ich bin tot! Man kann mich nicht mehr brauchen! Aus ist's! Aus ist's!“ Und sie schlug eine Lache auf, so gräßlich, so gellend, so Mark und Bein erschütternd — ich werde sie nie vergessen! Dabei griff sie sich in die Haare — es war eine rote Perücke, mit blauem Band zusammengehalten — und schrie:

„Net wahr, ich bin schön? So jung und schön so alt! Da hast du Schönheit!“ Und mit einem schnellen Griff nahm sie die Perücke ab, drückte sie mir in die Hand. Sie sah nun erschreckend aus. Kurzgeschorene Haare, leichenbleich; rollende Augen, fallende Tränen. Nach und nach beruhigte sie sich und erzählte ihr Mißgeschick in Wien.

„Schau“, sagte sie, und die Augen lachten wieder, „ich kann eure Viechsprache, das Hochdeutsche, net lernen; aber ich will's, ich will's! Komm, wir wollen zusammen studieren, und ich will dann in einem klassischen Stück mit der eingehängten hochdeutschen Zunge.“

So war sie wieder die Alte. Sie lachte und drehte sich wie ein Kreisel im Zimmer herum. Plötzlich aber

blieb sie stehen mit schmerzverzerrten Zügen und stöhnte laut, indem sie beide Hände auf den Leib presste. Sie erzählte, daß sie furchtbar leide, daß sie sich einer Operation unterziehen müßte. „Aber bald, bald, sonst bin ich hin!“

Und wir fingen an zu studieren, Hochdeutsch unverdrossen, stundenlang, Tag für Tag, mit unendlicher Mühe und Geduld — aber es ging nicht, konnte nicht gehen.

„Wenn ich net Wienerisch reden kann, ist mei ganze Sach' a Schmarren!“

Sie wollte im „Traum ein Leben“ zu meinem Benefiz das Alte Weib spielen. Sie schrieb sich die Rolle fein sauberlich ab, sie konnte den ganzen Akt auswendig, sie spielte herrlich und ausdrucksvoll mit den unheimlichen Augen, in denen ein verzehrendes Feuer glühte; aber wenn sie „nach der Schrift“ reden sollte, dann stockten die Räder dieses köstlichen Kunstwerkes. Immer aufs neue wurden Versuche gemacht: umsonst. Wütend schleuderte die Künstlerin ihre Perücke in die Zimmerdecke, trat mit den Füßen darauf und wiederholte fortwährend: „Es geht nicht! Ich bin wie der Fisch ohne Wasser; ich schnapp' und schnapp', aber ich kann net leben. Ich pfeif auf die hochdeutsche Sprache.“

Der Versuch wurde schließlich doch unternommen. Der Souffleur mußte schweigen, sie selbst setzte verschiedene Stücke in Szene, sie entzückte alle, aber die Stücke fielen durch. So kam der Abend ihres letzten Auftretens in Graz; sie spielte die Hosi im „Verschwender“. Sie sang im zweiten Akt das Duett mit Valentin so frisch und humoristisch, daß es wiederholt werden mußte. Unter einem Sturm von Applaus tanzte sie ab. Als ich in der nächsten Szene auftreten sollte, sah ich sie an der Kuliße lehnen, die Hände auf den Leib gepreßt, mit schmerzverzerrten Zügen: die glühenden Augen auf mich gerichtet, flüsterte sie mir zu: „O ich leide entseßlich, entseßlich!“

Der letzte Akt kam, in dem sie als dicke Tischlersfrau mit prächtiger Maske und feinsten Charakterisierung einen künstlerischen Erfolg für sich hatte. Dann kam die letzte Szene. Sie kniet sich vor Florentin nieder mit den Worten:

„Kommen Sie zu uns, gnä' Herr, ich will Sie pflegen, wie die eigene Tochter!“ Aber auch hier schlug die Art des Improvisierens durch alle Schmerzen und Qualen, die sie den ganzen Abend erlitten; denn sie setzte mit unnachahmlichen Blick und Ton hinzu: „Und sollen in meinem eigenen Bette schlummern!“

Das waren die letzten Worte, die sie auf den Brettern gesprochen. Wenige Wochen später erlöste sie der Tod von ihren Leiden.

Wiener Fiaker am Aussterben

89/v

Der Grabenfiaker als Repräsentant des feinen Wienerfiakertums
in Folge des Automobils muss binnen Kurzem in Wien verschwinden



Sam Scheiber



Kreutzer-Pepi



Anser-Pepi



Franz Böhm



Hasenschuster



Tretkorn



Weidlingauer Schani



Waldbauer



Kellner Fritz

Grabenfiaker Typen 1912

Der Wiener Fiaker.

Von Franz Witt.

(Mit 16 Illustrationen.)

(Nachdruck verboten.)

Der Kampf, den die Vertretung der Fiakergenossenschaft seit langem gegen die Anordnungen der Statthalterei und der Polizeidirektion führt und der sich namentlich gegen die obligatorische Einführung des Taxameters auch bei den Fiakern richtete, hat zu einem ersten Schritte der Gewerbebehörde, zur Aufhebung der Vertretung der Fiakergenossenschaft geführt.

Der feine Wiener Fiaker — nur von diesem soll hier die Rede sein — wird in naher Zeit zu den Erinnerungen gehören, denn dem Automobil gegenüber hat er keine Existenzberechtigung mehr. Während die Fuhrwerksgenossenschaften sich mit allen ihnen zu Gebote stehenden, allerdings schwachen Mitteln gegen die Einführung des Taxameters stemmen und einen schier aussichtslosen Kampf mit dem Statthalter führen, vollzieht sich im Wiener Lohnfuhrwerk eine Wandlung, welche, ganz unabhängig von dieser Streitfrage, dennoch deren einfache und natürliche Lösung bedeutet, nämlich die Automobilisierung.

Das erste Opfer derselben wird der eigentliche Luxusfiaker sein, um den es schade ist, weil er eine unverfälschte Spezialität ist und dem Verkehrsbedürfnis unserer Stadt die eigentliche Lokalnote gibt. Unser eleganter Fiaker hat nicht seinesgleichen, denn er wurzelt im Wiener Boden und kann nur in Wiener Luft gedeihen. Er ist so weltbekannt, wie sein Kollege auf dem Wasser, der Gondolier von Venedig.

Wer von distinguierten Persönlichkeiten des Auslandes jemals in Wien gewesen, hat ihm die Anerkennung nicht vorenthalten. Schon in den Kongrestagen

benützte der Kaiser von Rußland mit Vorliebe einen Fiaker und auch Molke erwähnt ihn lobend in seinen Reisebriefen. Als die jetzige Königin-Mutter von Spanien, frühere Erzherzogin Christine von Oesterreich, nach jahrelanger Abwesenheit hieher zu Besuch kam, ging sie auf den Graben und nahm sich ihren ehemaligen Leibfiaker, den Kreuzer Pepi, zu dem sie sagte, daß sie sich freue, wieder wienerisch fahren zu können. Girardi hat mit dem „Fiakerlied“ sogar die kühlen Berliner enthusiastisch und die deutsche Kronprinzessin wünschte einen Vortrag desselben, weil ihr möglicherweise der Kronprinz von dem berühmten Seidl erzählt hat, mit dem er in Wien gefahren.

Diese ausgesprochene Sympathie der feinen Leute ist nicht unbegründet. Vor allem ist der Wiener Fiaker ein ganz ausgezeichneter Kutscher. Man muß ihn nur einmal sehen, wenn er, aus der Freudenau kommend, im Renntempo die Hauptallee herauftrast, die ihn behindernden Gefährte in den gewagtesten Windungen überholt und dabei jeden Moment imstande ist, seine von der milden Fahrt aufgeschalteten Tiere zum Stehen zu

bringen, wenn plötzlich ein Hindernis in den Weg kommt. Aber nicht nur im bravourreichen Schnellfahren ist er Meister. Seine eigentliche Kutscherkunst zeigt er beim Fahren in der Stadt. Kein anderer versteht es so wie er, sein Gespann ruhig und sicher durch den dichtesten Verkehrsstrom zu steuern, ohne dabei den Fahrgast durch ruckweises Vorschleichen zu belästigen oder gar durch plötzliches Stoppen zu erschrecken. Jede sich bietende Gelegenheit benützt er zum Vorfahren und weiß die Distanzen immer so genau einzuschätzen, daß es ihm fast nie passiert, eingeklemmt zu werden. Gegen seinen Passagier ist er dienstfertig ohne Servilität, hält pünktlich die „Stunde“ für welche er bestellt ist, und weiß gegebenen Falles — distret zu sein.

Seine Pferde sind erstklassig, meistens Traber mit Bedigree, der Wagen von elegantem Bau und nobelster Ausstattung, er selbst in seinem Ausrüstern ein Dandy. Nicht umsonst heißt er „der Kavaliervom Kutschbock“. Er will aber auch um keinen Preis ein gewöhnlicher Mietfuhrwerker sein, sondern betrachtet sich ausschließlich für jene bevorzugten Kreise vor, welchen, welche Amateurpreise zahlen und nicht nach der Tage fragen. Dieses Wort war ihm von jeher ein Greuel. Deshalb standen die bürgerlichen Kreise zu ihm immer nur in einem platonischen Verhältnis. Man bewunderte ihn im Prater oder beim „Fiakerfahren“, aber ihn zu benützen, da bekam die Geschichte einen Schaden. Die Tage hätte man ja gern bezahlt, aber das erkleckliche Plus, das er drüber begehrt, kühlte die Begeisterung für ihn rasch ab.

Seine Entstehung und hohe Entwicklung verdankt der Wiener Fiaker dem Feudaladel, welcher, auch der ungarische, früher in Wien seinen ständigen Winteraufenthalt hatte. Für diese hohen Herren und deren Anhang war der Fiaker ein Bedürfnis; sie zogen dessen stets parates schnelles Gefährte ihren eigenen Equipagen vor, weil deren stadtbekannte Livree ihr aus mancherlei Gründen geboten scheinendes Intognito behinderte. So kam es, daß der Fiaker sich zur Aristokratie zugehörig betrachtete, wenn auch nur in der Rolle eines Dieners, und sich um die bürgerliche Kundschaft nicht sonderlich bewarb. Das goldene Zeitalter des Fiakerstandes fällt in den Vormärz. In jener politisch und auch anderweitig unreifen Zeit, in welcher es alle Tage anderswo ein Fest gab und das Geld keine Rolle spielte, wurde der Fiaker ein vermöglicher Mann. Die lustigen Streiche dieser lebensfrohen, materiell aufs Beste bestellten Herren Hofselenker bildeten im alten Wien häufig das Tagesgespräch, denn man kümmerte sich kaum um was anderes, als was „der Brustfed“, „die Plügerbirn“, „die Ummurten“ (diese Spitznamen haben uns gewissenhafte Lokalhistoriker überliefert) in Breitenfurt beim „Roten Stabl“ oder bei der „Kohlstuben“ in Schwedlitz

zu ihrem eigenen und zum Gaudium ihrer P. L. „Fürchten“ und Grafen „aufagredt“ hatten. Die Fiaker haben, wo es ihnen dafür stand, immer den maitre de plaisir zu spielen gewußt und Naturfänger, Kunstseifer, Zocker und Dabler hat es allzeit unter ihnen gegeben. Als im Revolutionsjahr 1848 alles von der anbrechenden Freiheit schwärmte und die Adelligen großmütig von Wien wegzogen, kritisierte ein Fiaker die Situation mit den Worten: „Ob Gschicht kann halt halten, wer fahret denn nachher!“

Dieses Zugehörigkeitsgefühl zu den hohen und allerhöchsten Herrschaften blieb dem Fiaker bis heute im Blute stecken, denn von ihren feudalen Passagieren haben sie auch die Eigenschaft angenommen, streng konservativ zu sein. So kam es, daß sie, sich an die Tradition klammernd, diese Anhänglichkeit sehr zu ihrem Nachteil auch dann noch bewahrten, als bereits ein gänzlicher Umschwung der Verhältnisse eingetreten war. Aber es nützte nichts, die Kavaliere von dazumal waren nicht mehr da und die geschäftstüchtigen Fiaker fingen an, sich auch mit dem zahlkräftigen Bürgertum zu befassen. Mitt-

lerweile kam die Zeit des sogenannten wirtschaftlichen Aufschwungs und der brachte neue Barone, freilich ohne Ahnenreihe, aber mit heidenmässig viel Geld, das diese neugeborenen Adelligen mit vollen Händen ausgaben. Den Fiakern war wieder geholfen. Waren die jetzigen Passagiere auch nicht durchwegs lauter Fürsten und Grafen oder noch höhere Herren, die Hauptsache war, daß sie nobel bezahlten. Die Fiaker konnten nach wie vor sich die Leute ansehen, ehe sie eine Fuhr annahmen, und auf den Passagierfang auszugehen brauchten sie noch lange nicht. Fast hatte es den Anschein, als käme eine zweite Auflage des goldenen Zeitalters und es war tatsächlich der Fall. Mit Pferden und Wagen begann ein Luxus, gegen welchen die Zeugnisse von früher geradezu armselig gelten konnten. Einer suchte den andern zu überbieten, denn der reiche „Herr“ (es brauchte jetzt durchaus kein hochgeborener mehr zu sein) kaufte die teuersten Rassen, weil es zum guten Ton gehörte, den schnellsten Unnummerierten zu haben.

Die letzte Blüte hatten die Fiaker zu Ende der Achtzigerjahre des vorigen Jahrhunderts. Zu jener Zeit fand ein kleiner, aber auserlesener Kreis wirklicher Hocharistokraten ein besonderes Vergnügen darin, in geschlossener Gesellschaft, natürlich nicht ohne die holde Weiblichkeit, per Achse in die Gemakungen Wiens hinauszufahren um an einem ungenierten Orte Symposien zu feiern. Dabei floß der Champagner, und stimmbegabte Fiaker sangen die neuesten Schlager.

„Da fahr'n ma halt nach Ruzsdorf naus,
Da gibts a Sez, a G'stanz.“

Stammt aus dieser Zeit. Die Sache endete mit einer schrillen Dissonanz und das war das Ende. Zwar suchte man noch eine Weile so fort zu tun, aber es war nur mehr Talmi; die Hochflut war vorüber.

Es blieben nur wenige Fiaker, die weiter mittun konnten, nur solche, die aus besseren Tagen etwas übrig hatten, die andern mußten aus den Reihen der Champions ausscheiden. Doch auch die, welche erstklassig geblieben waren, standen, außer an Renntagen, oftmals unbefähigt auf den Standplätzen und die Kutscher mußten sich bequemen, sich auch solchen Passanten anzubieten, die sie ehemals keines Blickes gewürdigt hätten. Aber das Geschäft ging noch immer. Wer schnell wohin wollte, mußte, auch wenn er kein „Gawlier“ war, einen guten Zweispänner mieten. Der Umsatz in kleinen Stadtfuhren war eher besser, denn der Verkehr in Wien hatte ungeahnte Dimensionen angenommen. Die Aristokratie und andere reiche Leute hielten sich nach wie vor ihren Unnummerierten und so war eigentlich kein Grund zum Klagen.

Da kam das Automobil. — Dieses vereinigte alles, aber im potenzierten Maße, was bisher des Fiakers

Größe gewesen: Bequemlichkeit, Schnelligkeit und Ausdauer. Mit dem Prestige des Fiakers war es endgültig vorbei. War schon die Elektrische ein nicht zu unterschätzender Konkurrent als schnelles Vehikel, mit dem Automobil, das mit Leichtigkeit 70 Kilometer in der Stunde nimmt, konnte es ein „animalisches“ Fuhrwerk nimmermehr aufnehmen. Wo blieb da der Rippstein, der, wenn bezahlt wurde, in 59 Minuten von der Mahleinsdorfer Linie nach Baden fuhr?! Das Schlimmste aber war, daß der pferdelose Wagen den Fiakern die zahlkräftige Kundschaft wegnahm. Statt des Unnummerierten stellten die Herrschaften ein 40 HP in die Remise und seitdem man die Hauptallee für Kraftwagen freigegeben, ist es auch mit den hochdotierten Rennfuhren ziemlich aus, denn was sind die besten Amerikaner gegen ein nur 14 pferdiges Auto?!

Die Einsichtsvollen unter den Fiakern haben die Bedeutung der völlig veränderten Sachlage bereits erfasst und wenden sich selbst dem Automobil zu. Viele Fiakerkutscher sind schon Chauffeure geworden und es ist nicht zu leugnen, daß sie zur Steuerung im Weichbild der Stadt die Berufenen sind. Die Automobiltaxameter haben heute noch die Ausnahmestellung des Luxusfiakers, denn sie sind ziemlich kostspielig. Auch die gewesenen Fiaker, die jetzt mit der Schutzbrille am Volant sitzen, können ihren Passionen vom Kutschbock her noch nicht gänzlich entraten und man hört allerlei von Fahrtverweigerung und Wehlichkeit. Aber das sind nur die Kinderkrankheiten des neuen Regimes. Der Automobilbetrieb der Lohnwagen wird in Bälde ein geregelter sein, denn an ihm haftet nicht das Hauptübel des Wiener Lohnfuhrwerkes — die von den Vätern übernommene Tradition.

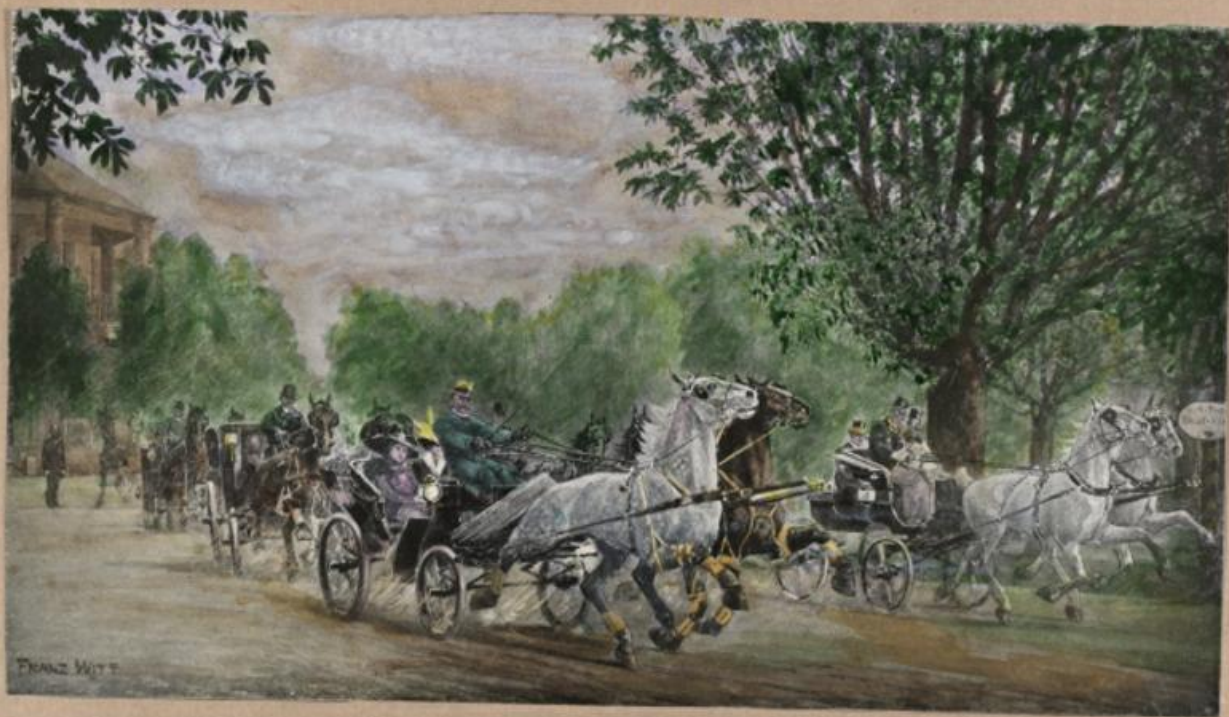




Freisinger
Frey & Pöschel

Reipstein

Fiaker fahren auf dem Wiener Trabrennplatz im Jahre 1909.



(Wiener Fiaker)

Rückfahrt aus der Freudenau nach dem Wettrennen im Jahre 1909

91/5



Wiener Stadtfuhrwerk am Stefansplatz im Jahre 1900



In der Hauptallee des Praters nach dem Freudenauer Rennen
bei schlechtem Wetter 1900



In der Hauptallee des Praters nach dem Freudenauer —
Rennen bei schönem Wetter 1900

94/2



Nacht fiaker im Jahre 1900



Ein Wiener Wasserer am Standplatz
der Fiaker 1900.

95/v



Wien aus der Babenbergerzeit



Das Kärntner Thor im Jahre 1848.



Franzen-Bastei im Jahre 1848.

96/v



Der Mehlmarkt im Jahre 1868



Am Hof im Jahre 1860



Molkereibastei im Jahre 1868

97/7



Belveder-Linie im Jahre 1868



Stubenthore im Jahre 1848



Spittelberg 1860

98/v



Paradiesgärtchen im Jahre 1848.



Das Milosch-Gartenhäuschen Wien Landstrasse Hauptstrasse 490.
ca 200 Jahre alt 1912.



Hausinterieur eines alten Wiener Bürgerhauses 1890

Das Milosch Gartenhäuschen ein Geschenk des Thronfolgers
(1913) an die Gemeinde Wien, indem der vertriebene serbi-
sche Fürst Milos Obrenovics sich lange Zeit auf-
gehalten hat.



99/v



Partie aus dem alten Stiftshof in Klosterneuburg im Jahre 1870



Das Wiener Palais 1900

X

100/V



Das Sterbehaus von Johann Strauss Vater in der Riemergasse 14. Demol. 1913
(Kunstgasse).



Hofinterieur in Kahlenbergdorf im Jahre 1900

* (Das Sterbehause von Johann Strauß Vater demoliert.) Das Haus, in dem am 25. September 1849 Johann Strauß Vater gestorben ist, wird eben demoliert. Es ist dies der „große Rahmhof“, ein freilich nie als solches benütztes „Durchhaus“ mit der Nummer 14 in der Riemergasse und der Nummer 11 in der Kumpfgasse. Bis zum Jahre 1826 waren auf derselben Stelle zwei Häuser und bis heute trägt das Gebäude auch noch zwei Konstriptionsnummern: 817 und 829. Der „große Rahmhof“ war eigentlich das erstere Haus, das die Front gegen die Riemergasse hatte; es wurde mit dem gegen die Kumpfgasse gelegenen Hause im Jahre 1822 von Christoph Ritter v. Andrá gekauft und im Jahre 1826 wurde an Stelle der beiden alten Häuser der jetzt der Demolierung verfallene „große Rahmhof“ gebaut. Sehr alt dürften die beiden vor neunzig Jahren gefallenen Häuser auch nicht gewesen sein, denn bei der großen Feuerbrunst, die am 21. September 1627 bei den Jakobern in der Riemergasse ausbrach, wurden zwischen der Riemergasse bis zum roten Turm 147 Häuser zerstört, und auch jenseits der beschädigten Schlagbrücke, in der Leopoldstadt, verbrannten zehn Häuser. Im Jahre 1684 gehörte

der „Rahmhof“ dem kaiserlichen Bauübergeher Kaspar Pfister, später der Familie Zech v. Zechenfeld, dann der Familie Preuer; das Haus in der Kumpfgasse gehörte bis 1700 als „Segelspergers Stift“ denen Kloster Jungfern zu St. Jakob und später den Familien Schwarz und Schwenk. Das 1826 gebaute Haus, das eben demoliert wird, war vierstöckig, bedeckte 1241 Quadratmeter Grundfläche, hatte mehrere Höfe und 53 Wohnungsnummern. Gegen die Riemergasse hat es neun Fenster Front und drei Tore, gegen die Kumpfgasse vierzehn Fenster und eine kleine Haustür. Über letzterer ist eine kleine schwarze Marmortafel mit der Inschrift: „In diesem Hause starb am 25. September 1849 Johann Strauß Vater. Errichtet 1904.“ Der alte Strauß war im Sommer 1849 erst eingezogen, nachdem er von seiner Konzertreise aus London zurückgekehrt war und ein Gerücht mit seiner Frau ihn veranlaßte, sich von seiner Familie zu separieren. Am 15. Juli dirigierte er wieder sein erstes Konzert in Wien in Ungars Kasino in Hernals, am 19. September sein letztes beim „Sperl“. Für ein Banlett, das am 22. September zu Ehren Radekys veranstaltet wurde, sollte Strauß einen Festmarsch schreiben. Mit zitternder Hand schrieb er den „Radekysbanlettmarsch“, dann ging es rasch zu Ende. Drei Tage später starb er. Nach fast sechzig Jahren erst wurde an dem Sterbehause eine Gedenktafel angebracht — man ließ sich eben früher sogar mit Gedenktafeln mehr Zeit als jetzt mit Monumenten.





Das Feuerwehhaus in der Josefstadt. Florianigasse demolirt im Jahre 1913



Hofansicht des Feuerwehhauses.



Ein Jagdschlösschen der Kaiserin Maria Theresia Wien VIII Albertplatz

Eines der ältesten Häuser des 8. Bezirkes, das seit ungefähr 200 Jahren bestehende sogenannte Feuerwehrrhaus in der Florianergasse, wird demnächst demolirt. In dem geräumigen einstöckigen Gebäude mit zwei großen Höfen waren viele Jahre hindurch die Feuerwehrrkassen. Derselbe war in den Räumlichkeiten dieses Hauses auch das Gewerbegericht untergebracht. Dort fanden täglich Verhandlungen über Klagen von Gewerbebetriebern statt. Die Gemeinde Wien, die Eigentümerin des Gebäudes ist, wird, wie es heißt, nach der Demolierung einen Neubau mit kleinen Wohnungen errichten.



S Ein Jagdschlösschen der Kaiserin Maria Theresia. Die Zahl der baulichen Reliquien wird
- immer kleiner, da die moderne Zerstörungswut selbst vor den ehrwürdigsten Stätten nicht zurück-
- schreckt. Umso erfreulicher berührt es daher, wenn einzelne historische Faudenkmale indessen
r noch vor dem Vandalismus geschützt bleiben, wie z. B. das in Wien, VIII. Albertplatz befindliche
- ehemalige Jagdschlösschen weiland der Kaiserin Maria Theresia, welches gegenwärtig als Wohnhaus
- dient. Durch die Hausflur erblickt man die ehemalige, heute als Rumpelkammer benützte Kapelle.

VI
1/2



Das Maria Theresia-Haus beim Haupteingang des Augartenes demol. 1913.



Eckhaus Schottengasse H. 1. im Jahre 1880.

Das „Maria Theresia-Stöckl“.

(Mit einer photographischen Aufnahme.)

Das sogenannte alte Maria Theresia-Stöckl, das dem Haupteingang des Augartens gegenüber aufgebaut



Erzherzogin Mechthildis und deren Bräutigam Prinz Olgierd Czartorski, deren Vermählung am 11. d. M. in Saybusch stattfindet. Phot. Aufnahme aus dem Atelier des erzherzogl. Kammerphot. Ch. Stolitz, Wien.

ist, wurde von einer Aktiengesellschaft für Sodawasser-erzeugung gekauft und wird einem seiner künftigen Bestimmung entsprechenden Neubau Platz machen. Das im Renaissancestil erbaute Schloß war ursprünglich

kaiserliches Eigentum und wurde 1751 von Maria Theresia dem in den Fürstenstand erhobenen Anton Grassalkovics, dem Schöpfer von Gödöllö, geschenkt. Das bleibende Verdienst dieses Fürsten, der ein wahrhaft märchenhaftes Schicksal durchgemacht hatte und vom Bettler zum Reichsfürsten emporgestiegen ist, war bekanntlich die Schöpfung von Gödöllö mit seinen unvergleichlichen Parkanlagen, seinen Orangerien und Fasanerien inmitten baum- und strauchlosen Pustagebieten. Als im Jahre 1751 Maria Theresia mit ihrem Hofstaat nach Ungarn kam, um persönlich den Reichstag zu eröffnen, wurde Grassalkovics die Ehre zuteil, daß die Kaiserin Gödöllö besichtigte und dort mehrere Tage Gast blieb. Zu vielen Tausenden kam damals die Landbevölkerung zugeströmt und bereitete der Kaiserin stürmische Huldigungen. Den Glanz des Tages bildete ein Ballfest, an dem zehntausend Herren und Damen teilgenommen haben sollen. Zum Dank erhielt Grassalkovics dann als Geschenk der Kaiserin das eben der Demolierung anheimfallende Schloß in der Augartenstraße. Grassalkovics, der in erster Ehe mit einer Gräfin Christine Klobusitzkyvermählt war, heiratete nach deren Tod die reichste Erbin Ungarns, die Gräfin Theresie Forgacz, und sein Sohn Anton vermählte sich mit der Prinzessin Marie Esterhazy; Kaiser Josef II. erhob ihn dann in den erblichen Reichsfürstenstand. Im Jahre 1841 starb das Geschlecht im Mannesstamm aus, und mit dem Tod der Fürstin Leopoldine erlosch auch der Name. Das Schloß kam dann in den Besitz des Josef

Mitter von Henikstein, von diesem erwarb es eine Frau Barbara Storch, nach dieser Hans Freiherr von Niemannsseg.

* (Verkauf des „Maria Theresia-Stöckls“ gegenüber dem Augarten.) Das sogenannte alte Maria Theresia-Stöckl, das dem Haupteingang des Augartens gegenüber aufgebaut ist und die Orientierungsnummer Obere Augartenstraße Nr. 40 trägt, wurde von einer Aktiengesellschaft für Sodawassererzeugung gekauft und wird einem seiner künftigen Bestimmung entsprechenden Neubau Platz machen. Das im Renaissancestil erbaute Schloß war ursprünglich kaiserliches Eigentum und wurde 1751 von Maria Theresia dem in den Fürstenstand erhobenen Anton Grassalkovics, dem Schöpfer von Gödöllö, geschenkt. Das bleibende Verdienst dieses Fürsten, der ein wahrhaft märchenhaftes Schicksal durchgemacht hatte und vom Bettler zum Reichsfürsten emporgestiegen war, war bekanntlich die Schöpfung von Gödöllö mit seinen unvergleichlichen Parkanlagen, seinen Orangerien und Fasanerien inmitten baum- und strauchloser Pustagebiete. Als im Jahre 1751 Maria Theresia mit ihrem Hofstaat nach Ungarn kam, um persönlich den Reichstag zu eröffnen, wurde Grassalkovics die Ehre zuteil, daß die Kaiserin Gödöllö besichtigte und dort mehrere Tage Gast blieb. Zu vielen Tausenden kam damals die Landbevölkerung zugeströmt und bereitete der Kaiserin stürmische Huldigungen. Den Glanz des Tages bildete ein Ballfest, an dem zehntausend Herren und Damen teilgenommen haben sollen. Zum Dank erhielt Grassalkovics dann als Geschenk der Kaiserin das eben der Demolierung anheimfallende Schloß in der Augartenstraße. Grassalkovics, der in erster Ehe mit einer Gräfin Christine Klobusitzkyvermählt war, heiratete nach deren Tod die reichste Erbin Ungarns, die Gräfin Theresie Forgacz, und sein Sohn Anton vermählte sich mit der Prinzessin Marie Esterhazy; Kaiser Josef II. erhob ihn dann in den erblichen Reichsfürstenstand. Im Jahre 1841 starb das Geschlecht im Mannesstamm aus, und mit dem Tod der Fürstin Leopoldine erlosch auch der Name. Das Schloß kam dann in den Besitz des Josef Ritter von Henikstein, von diesem erwarb es eine Frau Barbara Storch, nach dieser Hans Freiherr v. Niemannsseg. Zuletzt war es Eigentum der Expeditionsfirma Rotter u. Perich, die dort ihre Ställe, Remisen und Lagerräume hatte. Der Cassentrat wird, wie bereits bemerkt, noch nicht demoliert und muß für die kurze Dauer seines Bestandes renoviert werden.

Bevorstehende Demolierung des „Maria Theresia-Stöckls“ beim Augarten.

Das sogenannte alte Maria Theresia-Stöckl, das dem Haupteingang in den Augarten gegenüber aufgebaut ist und die Orientierungsnummer Obere Augartenstraße Nr. 40 hat, wurde von einer Aktiengesellschaft für Sodawassererzeugung gekauft und wird einem Neubau Platz machen. Die Ställe, Wagenschuppen und die sonstigen Nebengebäude in dem weit ausgedehnten Hofraum sind bereits zusammengegriffen, und an ihrer Stelle werden die Arbeits- und Lagerräume der betreffenden Firma aufgeführt. Das im Renaissancestil erbaute Schloß war ursprünglich kaiserliches Eigentum und wurde 1751 von Maria Theresia dem später in den Fürstenstand erhobenen Anton Grassalkovics v. Gejara, dem Schöpfer von Gödöllö, für seine Verdienste um die Dynastie geschenkt. Dann wechselte es seine Besitzer, bis es zuletzt in den Besitz der Expeditionsfirma Rotter & Perich überging, die dort ihre Ställe und Lagerräume hatte.





Der Wiener Eislaufvereinplatz im Jahre 1876.



Der neue Wiener Eislaufvereinplatz im Jahre 1902



Die Freiluft Kunsteisbahn am Sportplatz Engelmann 1909



Der Eingang des Chinesenhauses in der Habsburgergasse. Demoliert 1913.



Das Methäusel „zum süßen Lochl“
 Demol. 1913
 Eitlgasse



Der historische Balkon im
 selben Hause front Rothe
 Turmstrasse wo im Jahre
 1848 die Pressfreiheit ver-
 kündet wurde

Verwinden des „Chinesenhauses“.

(Mit einer photographischen Aufnahme.)

Ein alter Wiener schreibt: „Bei einem Gange durch die Habsburggasse sah ich, daß das Haus also auch schon die hippokratischen Züge der Gebäude trägt, welche unmittelbar vor der Demolierung stehen. Geschlossene Giebelwände, eingeschlagene Fensterheben, Platte mit Ueberlieferungsanzeigen sind jetzt dort zu sehen, wo fast

durch ein halbes Jahrhundert, bis vor ungefähr fünf- undzwanzig Jahren, die Herrlichkeiten des „Großen Chinesen“, des seinerzeit größten Spielwarengeschäftes in Wien, die geräumigen Schaufenster füllten. Namentlich die Schüler und Schülerinnen der heuer aufgelassenen „Michaelerschule“, deren einstige Klassenzimmer nun auch Geschäftslokale geworden sind, belagerten scharenweise die Auslagen, die um Weihnachten stets das Neueste zur Schau brachten, insbesondere was die „Spielereisoldaten“ anlangte, die stets aufs genaueste den Anforderungen der Abjurationsvorschriften entsprachen. Unsere moderne Jugend kennt diese grundstürzenden Umwälzungen nicht, die wir als Knaben vor mehr als vierzig Jahren empfanden, als die weißberockten Infanteristen plötzlich nicht mehr „richtig“ waren und jeder „bessere Bub“ unbedingt Holz- oder Bleisoldaten mit dunkelblauen Röcken haben mußte. Es wurden damals beim „Tauscheln“ Kurse erzielt, nach denen auf ein Dutzend

Weißröcke höchstens ein Stück Blaurock einzutauschen war. Die heutige Generation hat das seinerzeit so populäre Spielwarengeschäft, das der Altwiener Familie Kietzbl gehörte, nicht mehr gekannt. Was mag aus dem Wahrzeichen des verschwundenen Geschäftes, dem auf seinen untergeschlagenen Beinen würdevollstehenden lebensgroßen Chinesen geworden sein, der durch mehr als fünfzig Jahre so vielen tausenden Kindern zugenut hat?

Das Haus selbst hieß offiziell nicht nach dem Chinesen, sondern „Benzellisches Freihaus“. An der Stelle, wo das jetzt der Demolierung verfallene Haus

steht, befand sich in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein Haus, das der Kartause von Aggsbach gehörte; das Haus kam dann in den Besitz des Freiherrn

von Abele, dann war General Alexander Graf Roiquern Eigentümer, später Freiherr von Seddingen. Im Jahre 1750 erwarb Franz Anton von Wentzell das Haus und widmete es mit Stiftbrief vom 20. August 1751 zu einer Studienstiftung für vier Knaben, die bis zum zwanzigsten Lebensjahre ein Stipendium von 100 Gulden erhielten. Die Stipendisten mußten laut Stiftbrief an

jedem 21. Dezember beichten und kommunizieren. Als spätere Besitzer des Hauses sind die Familie v. Kurz, Freiherr v. Alper und Demel zu nennen. Das Haus hat fünf Stockwerke mit 23 Wohnungen und bedeckt eine Grundfläche von 604 Quadratmeter, von denen ein großer

Teil wegen Erweiterung der Habsburgergasse unbaut bleiben wird.

Das Methäusel „zum süßen Löffel“.

(Mit zwei photographischen Aufnahmen auf Seite 12.)

Der Erneuerung Wiens fällt nun auch das „Süße Löffel“, dieses alt- und altbekannte Methäusel in der Ertlgasse zum Opfer. In diese gemütliche Altwiener Stube steigt man über eine nur schwach erleuchtete Kellersiege und erblickt beim Eintritt die Metzchant, wo in zinnernen Krügen der Altwiener Trank verabreicht wird. An den Tischen, beim flackernden Licht der Gasflammen

„alten Pauli“. Nun ist er tot und nur sein Bild erinnert den Besucher an sein Dasein. Das jetzt verschwindende „Süße Löffel“ hatte einen Vorgänger, der sich gleicher Popularität erfreute. Wird doch erzählt, daß selbst der Volkskaiser Josef es nicht verschmähte, das „Süße Löffel“ zu besuchen. Hinter Glas und Rahmen hängt ein im Laufe der Zeit verblichener, fast unleserlicher, wundervoll verschnörkelter Stiftungsbrief des „Süßen Löffels“ aus

nehmen zahlreiche Stammgäste Platz, die 30 und noch mehr Jahre hier täglich im träumerischen Halbdunkel beisammensitzen, den Wiener Liedern lauschend, welche ein Naturfänger zur Gitarre vortrug. Vor Jahren sah hier der alte Harfenist, der mit seinem wackelnden Kopfe und gekrümmten Rücken seine Lieder, leise summend, zu seiner Harfe sang. Im Volksmunde nannte man ihn den



VI/5



Zwei Partien der Lobenzl im Winter im Jahre 1912

VII/6.



Die Windmühlensäule vom Flotzersteig ein Alt Blatkringer
Wahrzeichen 1910



Alt Wienerhof 1905



Das Feuerwehrt haus dem 1913 (siehe VI/1.)



Verwindendes Alt-Wien.

(Mit einer photographischen Aufnahme auf Seite 7.)

Eines der ältesten Häuser des 8. Bezirkes, das seit ungefähr 200 Jahren bestehende sogenannte Feuerwehrrhaus in der Florianigasse, wird demnächst demolirt. In dem geräumigen einstöckigen Gebäude mit zwei großen Höfen befand sich viele Jahre hindurch die Feuerwehrrkiale. Vereinst war in den Räumlichkeiten dieses Hauses auch das Gewerbegericht untergebracht. Dort fanden täglich Verhandlungen über Klagen von Gewerbetreibenden statt. Es heißt, daß die Gemeinde Wien, die Eigentümerin des Gebäudes ist, nach der Demolierung einen Neubau mit kleinen Wohnungen zu errichten gedenkt, was jedenfalls ein Akt der Wohnungsfürsorge wäre.